MAGAZIN FÜR ENGAGIERTE KATHOLIKEN

Januar-
Februar 2026

Gemeinde creativ

SCHWERPUNKT
Anker für Gemeinschaft und Teilhabe

INTERVIEW
„Demokratie lebt vom Ernstnehmen“

FÜR MEHR TREFFPUNKTE

Stadt, Land, Pastoral

ISSN 1618-8322

Gemeinde creativ

ISSN 1618-8322
69. Jahrgang
Januar-Februar 2026

FOTO: MARKT PFEFFENHAUSEN

Informationen

4 Ein JA(hr) für Demokratie

6 Sie haben Mut, stehen auf und helfen mit

Meditation

8 **Brachzeit**
Von Sr. Stefanie Strobel sa

Zusatz-informationen zu den Beiträgen in dieser Ausgabe wie Links oder Literaturhinweise finden Sie auf unserer Homepage **www.gemeinde-creativ.de** stets beim jeweiligen Artikel.

FOTO: SELLINGPIX / ADOBE STOCK

Schwerpunkt: Stadt, Land, Pastoral

10 **Die Bedeutung *Sozialer Orte* für den ländlichen Raum**
Von Martin Schneider

14 **Zwischen Skyline und Dorfplatz**
Von Philipp Seitz

16 **Damit das Dorf in der Kirche und die Kirche im Dorf bleibt**
Von Bettina Locklair

18 **Sehnsuchtsort Land – Mythos oder Lebensform?**
Von Herbert Daschiel

20 **Wo Förderung und Nähe entscheiden**
Von Alexander Kolbow

22 **Herzlich, mutig und kritisch**
Von Barbara J. Th. Schmidt

24 **Ein Ort der Begegnung und Gemeinschaft**
Von Hans-Peter Schmucker

25 **Da hingehen, wo die Menschen sind**
Von Martin Riedlaicher

26 **Labor auf Augenhöhe**
Von Helmut Haug

27 **Krise der Seelsorge**
Von Elfriede Schießleder

Ökumene

32 **Hier haben alle ihren Platz**
Von Pat Christ

Katholisch in Bayern und der Welt

30 **Pilgern im Winter**
Von Sarah Weiß

34 **Begeistert sein**
Interview mit Bernhard Stiedl

35 **Anders gedacht**

36 **Cartoon**
Von Werner Tiki Küstenmacher

FOTO: LANDESKOMITEE

12

„Demokratie lebt vom Ernstnehmen — und vom Miteinander“

Florian Hölzl, Bürgermeister der Marktgemeinde Pfeffenhausen, spricht im Interview mit ***Gemeinde creativ*** über politische Kultur auf dem Land, Ehrenamt zwischen Tradition und Wandel — und darüber, wie junge Menschen für Demokratie begeistert werden können.

Impressum

Alle Autorinnen und Autoren erreichen Sie über die Redaktion. Namentlich gezeichnete Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Abdruck ist nach Rücksprache mit dem Landeskomitee möglich. ***Gemeinde creativ*** bemüht sich um eine Sprache, die niemanden ausgrenzt und alle Geschlechter anspricht. Wenn das einmal nicht gelingt, bitten wir um Nachsicht. *Gemeinde creativ* wird auf nachhaltigem Papier gedruckt.

Herausgeber und Verleger:
Landeskomitee der Katholiken in Bayern
vertreten durch Dr. Alexandra Hofstätter, Geschäftsführerin
Redaktionsleiter: Dr. Hannes Bräutigam
Abo-Service und Vertrieb: Waltraud Keller

Kontakt:
Landeskomitee der Katholiken in Bayern
Schäfflerstraße 9 | 80333 München
Telefon: 089 2137 77331
E-Mail: gemeinde-creativ@landeskomitee.de

Druck: Gebr. Geiselberger GmbH
Martin-Moser-Str. 23 | 84503 Altötting

Satz und Layout: Miriam Hase, München

Erscheinungsweise:
6 Ausgaben pro Jahr.
Jahresabonnement kostenfrei bestellbar unter www.gemeinde-creativ.de.
Kündigungen jederzeit möglich.

Nächste Ausgabe:
75 Jahre Landeskomitee

EDITORIAL

Beteiligung beginnt klein

Liebe Leserin, lieber Leser,

die Stadt preist Vielfalt, das Land Gelassenheit. Beide versprechen Lebensqualität, beide liefern Stau — der eine auf der Stadtautobahn, der andere vor dem einzigen Bäcker am Samstag. Für Bürgermeisterinnen und Bürgermeister, Pfarrgemeinderätinnen und Pfarrgemeinderäte, Ehren- und Hauptamtliche gilt: Entscheidungen brauchen Nähe. Und manchmal braucht Nähe Distanz — die berühmte Nacht drüber, die auf dem Dorf erstaunlich dunkel sein kann.

Wenn Treffpunkte verschwinden, schrumpft das Wir-Gefühl schneller als der Handyempfang hinter der nächsten Kuppe. Pfarrheime, Bürgerhäuser, Dorfläden, offene Jugendzentren: Das sind keine Nostalgieprojekte, sondern Zukunftstechnik, und technikoffen wollen wir ja sein. Räume, die allen gehören, stiften Gemeinschaft. Kirche kann hier Türöffnerin sein — mit Gebäuden, die nicht nur heizen, sondern wärmen, und mit Menschen, die ansprechbar sind, bevor ein Formular entsteht.

Beteiligung klingt groß, beginnt aber klein: ein Werkstattabend, eine Kurzumfrage, ein Arbeitskreis mit klarer Aufgabe. Wer Verantwortung übernimmt, möchte Wirkung sehen. Das gilt für Jugendliche ebenso wie für Seniorinnen und Senioren. Erfolgreich sind Initiativen, die sichtbare Etappen setzen — vom bepflanzten Rondell bis zur sanierten Dorfmitte.

Stadt und Land sind aufeinander angewiesen. Die Stadt braucht Luft zum Atmen, das Land gute Verbindungen — verkehrlich, digital, mental. Innenentwicklung toppt Zersiedelung, Kooperation toppt Einzelkämpfertum. Kirche, Kommune, Vereine und Verbände gewinnen, wenn sie Aufgaben teilen: Wer Räume hat, bringt Räume ein; wer Menschen erreicht, bringt Menschen zusammen; wer Mittel hat, ermöglicht. So einfach — und so anstrengend.

Natürlich liegt nicht jedes Problem am falschen Ortsschild. Aber vieles lässt sich lösen, wenn man einander zuhört und miteinander ausprobiert. Diese Ausgabe versammelt Beispiele, die Mut machen: kluge Umnutzungen, starke Ehrenamtliche, gelingende Jugendbeteiligung, Landvolkshochschulen als Kraftorte und Gottesdienste, die dahin gehen, wo Menschen sind — manchmal sogar ins Festzelt. Manches klingt nach Experiment, vieles nach gesunder Vernunft. Beides darf sein.

Dieses Heft möchte ermutigen. Wir als Redaktion von *Gemeinde creativ* glauben an die Kraft kurzer Wege — zwischen Idee und Umsetzung, zwischen Stadt und Land, zwischen Sonntagspredigt und Montagmorgen. Wenn am Ende ein Gespräch mehr geführt, ein Raum öfter geöffnet oder am Zaun freundlicher gegrüßt wird, war es das Experiment und das Engagement wert.

Viel Freude beim Lesen und gute Anregungen für Ihre kirchliche Arbeit wünscht Ihnen

Hannes Bräutigam

Hannes Bräutigam
REDAKTIONSLEITER

Gemeinde *creativ*

INFORMATIONEN

Das Leben auf dem Dorf im Osten Europas

Die ländlichen Gebiete im Osten Europas sind ein faszinierendes Mosaik aus Geschichte und aktuellen Herausforderungen. In der neuesten Ausgabe der Zeitschrift „OST-WEST. Europäische Perspektiven (OWEP)“ wird das Leben auf dem Dorf aus verschiedenen Perspektiven beleuchtet – von der Idylle bis zur Tristesse.
Von den Olivenbäumen auf den Adriatischen Inseln bis hin zu den riesigen Bauernhöfen der eurasischen Steppen zeigt sich die Vielfalt ländlicher Lebensräume. Historisches Erbe, wie die sozialistische Kollektivierung, oder postsozialistische Krisen, prägen das Leben auf den Dörfern bis heute.

FOTO: RENOVABIS

Doch auch der Verlust durch Vertreibungen und die Folgen der Dorfauflösungen sind Themen, die aufgegriffen werden – etwa in den Berichten über die verbrannten Dörfer in Belarus oder das Schicksal der Dörfer in Serbien. Die Herausforderungen gehen dabei über die gelebte Geschichte hinaus und umfassen auch aktuelle gesellschaftliche und wirtschaftliche Veränderungen, wie den Boom des Agrotourismus in Polen.
Das „Leben auf dem Dorf“ ist also weit mehr als ein nostalgisches Bild der Vergangenheit – es ist ein lebendiger Raum im Wandel. (hb)

Jugendverbände stärken Beteiligung vor Ort

Ein JA(hr) für Demokratie

Mit der Kampagne „Ein JA(hr) für Demokratie“ laden der Bund der Deutschen Katholischen Jugend (BDKJ) Bayern und die Evangelische Jugend Bayern (EJB) junge Menschen dazu ein, Demokratie zu leben, zu gestalten und zu verteidigen – im Alltag, in ihren Jugendverbänden und besonders mit Blick auf die Kommunalwahl im März 2026.

Von Katrin Ascher

Landesvorsitzende Katholische junge Gemeinde Bayern

> **Für mich ist es ganz wichtig, dass Demokratie von den Menschen lebt, die sich einbringen – und das muss gar nicht die große Politik sein: Wir haben jetzt Kommunalwahlen und es ist wichtig, dass man vor Ort den Kontakt hält, auch zu den Kommunalpolitikerinnen und -politikern, dass man ihnen Unterstützung signalisiert und dass man sich selbst einsetzt für demokratische Mitbeteiligung in allen Formen, die es gibt.**
>
> *Christian Gärtner, Vorsitzender des Landeskomitees*

Mit diesem Statement beteiligt sich der Vorsitzende des Landeskomitees der Katholiken in Bayern, Christian Gärtner, an der ökumenischen Kampagne der kirchlichen Jugendverbände in Bayern, die kürzlich unter dem Titel „Ein (JA)hr für Demokratie“ gestartet wurde.

Demokratie ist keine Selbstverständlichkeit. Sie lebt davon, dass Menschen sich immer wieder bewusst für sie entscheiden. Junge Menschen tun das, wenn sie Verantwortung übernehmen – in der Jugendarbeit, in Vereinen oder in ihren Gemeinden. Demokratie kann man nicht verordnen – aber man kann Begeisterung dafür wecken: durch Räume, in denen Beteiligung möglich ist, durch offene Diskussionen und durch ermutigende Vorbilder.

METHODEN, DIE BETEILIGUNG SPÜRBAR MACHEN

Es wurde eine Methodensammlung entwickelt, die Demokratie erlebbar macht. Sie umfasst eine Vielzahl praxisnaher Materialien – von (Plan-)Spielen und Veranstaltungsideen über Gruppenstunden und Gesprächshilfen bis hin zu Social-Media-Vorlagen und Beispielen für Formate, die sich vor Ort leicht umsetzen lassen. Die Sammlung ist so aufgebaut, dass sie sowohl für erfahrene Gruppenleitungen als auch für Neueinsteigerinnen und Neueinsteiger geeignet ist, und bietet Unterstützung, Beteiligung anzustoßen und zu vertiefen. Mit diesen Angeboten wird Beteiligung konkret: in der Jugendgruppe, bei Freizeiten, im öffentlichen Raum oder in der kirchlichen Bildungsarbeit. Die Sammlung wächst stetig weiter: Neben dem Materialpaket zum Auftakt der Kampagne wird es eine Homepage mit laufend neuen Inhalten geben. Über einen Newsletter bleiben Interessierte stets auf dem Laufenden.

Die Bedeutung dieser Bildungsarbeit wird auch durch aktuelle Zahlen unterstrichen: Der im Herbst 2025 veröffentlichte Demokratiereport für Bayern zeigt, dass zwar eine große Mehrheit die Demokratie als wichtig erachtet, das Vertrauen in ihre konkrete Umsetzung jedoch sinkt. Viele junge Menschen wünschen sich mehr Möglichkeiten, demokratische Prozesse direkt zu erleben und mitzugestalten. Genau hier setzen Jugendverbände an: Sie schaffen Erfahrungsräume, in denen demokratisches Handeln selbstverständlich

Ein **JA**(hr) für **DEMO-KRATIE!**

GRAFIK: NINA PUSCH

Kampagnenlogo: Die vier farbigen Elemente stehen für Vielfalt, Zusammenhalt und Beteiligung in Kirche und Gesellschaft.

wird und Selbstwirksamkeit wächst. Die Kampagne versteht sich deshalb auch als Antwort auf gesellschaftliche Spannungen und als Einladung, demokratische Werte aktiv zu stärken.

DEMOKRATIE BEGINNT IM ALLTAG

Was dabei wichtig ist: Demokratie beginnt nicht erst im Wahljahr, sondern im Alltag. Wer erlebt, dass die eigene Meinung zählt, dass Kompromisse möglich sind und dass Verantwortung geteilt wird, stärkt die demokratische Kultur – auch über die Wahlurne hinaus. Jugendverbände bieten genau solche Lern- und Erfahrungsräume: Dort wird ausprobiert, diskutiert, abgestimmt und gemeinsam entschieden. Diese alltäglichen demokratischen Erfahrungen prägen nachhaltig und zeigen jungen Menschen, dass sie selbst etwas bewegen können – unabhängig davon, ob es um eine Gruppenstunde, ein Projekt im Ort oder eine konkrete politische Frage geht.

RÄUME IN KIRCHE UND GEMEINDE ÖFFNEN

Gerade in der Kirche und in unseren Pfarrgemeinden gibt es großes Potenzial, solche Räume zu fördern. Pfarrgemeinderäte, Gruppenleitungen und Engagierte vor Ort können dazu beitragen, dass junge Menschen sich ernstgenommen fühlen und mitgestalten dürfen – in der Gemeinde ebenso wie im gesellschaftlichen Miteinander. Entscheidend ist eine Haltung, die jungen Menschen zutraut, Verantwortung zu übernehmen und ihre Perspektiven einzubringen. Wo Beteiligung ernst genommen wird und Dialog auf Augenhöhe stattfindet, wächst Vertrauen und demokratisches Engagement kann sich nachhaltig entfalten. 2026 stehen nicht nur die Kommunalwahlen, sondern auch die Pfarrgemeinderatswahlen an – zwei Anlässe, an denen demokratische Beteiligung direkt erlebbar werden kann und für die junge Menschen gezielt ermutigt und begleitet werden können.

AUFRUF AN DIE PRAXIS MIT VIELEN MATERIALIEN

Damit dieses Engagement vor Ort gelingt, stellt die Kampagne eine Vielzahl praxisnaher Materialien bereit. Neben Methoden zur politischen Bildung umfasst sie Social-Media-Vorlagen, Gesprächshilfen für den Austausch mit Kommunalpolitikerinnen und Kommunalpolitikern sowie Beispiele für Veranstaltungen, die in den Gemeinden leicht umgesetzt werden können. All diese Angebote sind kostenfrei verfügbar und sollen Engagierte darin unterstützen, Demokratie sichtbar und erfahrbar zu machen – in der Stadt wie auf dem Land, in Gruppenstunden wie auf Freizeiten.

Darum laden wir die Pfarrgemeinden und Engagierten vor Ort ein: Unterstützen Sie junge Menschen dabei, sich einzubringen. Öffnen Sie Räume, in denen Beteiligung möglich ist, und suchen Sie aktiv den Dialog. Jede Aktion, jedes Planspiel und jedes gemeinsame Nachdenken über Demokratie stärkt das Miteinander – in Stadt und Land.

Gemeinde *creativ*

INFORMATIONEN

Abschied verstehen – kindgerecht und klar

Wenn Kinder nach dem Tod fragen, fehlen Erwachsenen oft die Worte — hier hilft ein Buch, das nichts beschönigt und keine Angst macht. *Wie tief ist ein Grab?* begleitet Leserinnen und Leser ab dem Grundschulalter durch die großen Fragen: Was passiert beim Sterben? Was kommt danach? Warum trauern Menschen unterschiedlich? Frank Hartmann erklärt in kurzen Kapiteln, was Beerdigung, Urne, Friedhof und Rituale bedeuten — sachlich, zugewandt, ohne Tabus. Die Illustrationen von Catharina Westphal öffnen Gesprächsfenster, die man im Familienkreis, im Religionsunterricht oder in der Kinder- und Jugendarbeit nutzen kann. Besonders hilfreich sind die präzisen Antworten auf „unbefangene" Fragen und die Hinweise, wie Erwachsene Trauer begleiten. So entsteht ein verlässlicher Leitfaden, der Wissen vermittelt und zugleich Trost anbietet — mit Respekt vor Gefühlen und mit Blick auf das, was trägt. (hb)

FOTO: VERLAG HERDER

✻ **Hartmann, Frank (2024), *Wie tief ist ein Grab? Alles über Sterben, Tod und Abschiednehmen.* 128 Seiten, Gebundene Ausgabe, Verlag Herder, 18 EUR.**

Humor als Sehhilfe des Glaubens

FOTO: PATMOS VERLAG

Viele Leserinnen und Leser von *Gemeinde creativ* kennen seinen Strich: Thomas Plaßmann hält seit Jahren der Kirche den Spiegel vor — pointiert, liebevoll, wertschätzend, gelegentlich schmerzhaft. Sein neues Buch *Ich hörte, Sie sind Christ?* versammelt Cartoons „zwischen Himmel und Erde" und zeigt, wie aus knappem Wort und klarem Bild echte Denkanstöße werden. Plaßmann beobachtet Pfarrgemeinderäte, Kanzeln und Küchentische mit freundlich scharfem Blick. Er entlarvt Routinen, die Glauben lähmen, und findet doch immer den Ton, der ermutigt. Gerade im Gemeindeleben — zwischen Ehrenamt, Pastoralteam und Alltag — treffen seine Szenen ins Schwarze. Das Heitere bleibt nie harmlos, das Kritische nie zynisch: Humor dient hier als Sehhilfe für Glaubensfragen. Wer in Pfarreien Verantwortung trägt, findet Material zum Schmunzeln und zum Weiterreden; wer enttäuscht ist, spürt die Wärme eines Zeichners, dem Kirche nicht egal ist. Ein Band zum Weiterreichen nach dem Sonntagsgottesdienst — und zum Wiederentdecken dessen, was trägt. Die Redaktion von *Gemeinde creativ* ist Thomas Plaßmann für sein Engagment seit dem Jahr 2012 auf der letzten Seite sehr dankbar. (hb)

✻ **Plaßmann, Thomas (2025), *Ich hörte, Sie sind Christ? – Cartoons zwischen Himmel und Erde.* 108 Seiten, Hardcover, Patmos Verlag, 18 EUR.**

Ehrenamtliche beim Katholikentag

Sie haben Mut, stehen auf und helfen mit

Vom 13. bis 17. Mai 2026 findet der Katholikentag in Würzburg statt. Und auch für diesen Katholikentag gilt: Ohne Ehrenamt kein Katholikentag. Drei der mehr als 1 000 Ehrenamtlichen, die sich vor und während des Katholikentags ganz unterschiedlich engagieren, stellen wir vor.

Von Cosima Jagow-Duda

Abteilungsleiterin Presse und Marketing, 104. Deutscher Katholikentag Würzburg 2026 e. V.

Fragt man David Gwosch, 33 Jahre aus Villingen-Schwenningen, wie lange er schon beim Katholikentag dabei ist, lautet die Antwort „Schon immer". Seine Eltern haben ihn schon als Kind auf jeden Katholikentag „mitgeschleppt". 2008 fuhr seine Firmgruppe zum Helfen zum Katholikentag nach Osnabrück. Dort haben sie alles gemacht, was Helfende so tun bei Katholikentagen: Kreuzungen gesperrt, Tickets kontrolliert, Absperrband gehalten, Essen ausgegeben. David war sofort begeistert von der Arbeit im Team, aber auch, weil ihm als Jugendlichem schon so viel zugetraut wurde. „Schon junge Leute bekommen sehr viel Verantwortung und machen Dinge, die sie in diesem Alter sonst nie tun würden."

Zwei Jahre später war David selbst Gruppenleiter der Firmlinge, die als Helfende zum Ökumenischen Kirchentag nach München fuhren. Bis heute organisiert er Helfendengruppen aus seiner Gemeinde für den Katholikentag. Neben seinem Beruf als Polizist und all den anderen Aufgaben, die er im Laufe der Jahre beim Katholikentag als Helfer übernommen hat. Zunächst als OL, was im Helfendensprech „Objektleitung" heißt und die Personen meint, die die Verantwortung für einen ganzen Veranstaltungsort übernehmen. Seit Erfurt ist David als sogenannter Libero dabei: „Da muss ich alles gut beobachten, einspringen, wo es nötig ist." Zum Beispiel, wenn es gilt, die Presse, die den Bundeskanzler beim Gang über die Kirchenmeile begleitet, in Schach zu halten. „Eigentlich ist die Idee, dass ich gar nichts tun muss – aber das passiert nie!" Der Würzburger Katholikentag wird sein neunter Einsatz und er wird nicht müde – im Gegenteil. „Tatsächlich gibt mir so eine Großveranstaltung sehr viel Kraft. Wenn da so viele Menschen beim Abendsegen mit einer Kerze stehen, da schöpfe ich viel Energie raus, weil das so schön ist!"

FOTO: JOHNA / KATHOLIKENTAG

David Gwosch, Helfer.

Hannah Schepers arbeitet als politische Referentin in Berlin. Politik begleitet die 39-Jährige auch im Ehrenamt. Die Themen Geschlechtergerechtigkeit und Bildung liegen ihr als stellvertretende Vorsitzende des Hildegardis-Vereins besonders am Herzen. Schon mehrmals hat sie die Entstehung des Pro-

FOTO: PRIVAT

Hannah Schepers, Arbeitskreis Politik und Gesellschaft.

gramms des Katholikentags in einem Arbeitskreis (AK) begleitet.

Für Würzburg sitzt sie mit sechs weiteren Personen sowie Mitarbeitenden aus dem Zentralkomitee der Deutschen Katholiken, dem Veranstalter der Katholikentage, und der Geschäftsstelle im Arbeitskreis Politik und Gesellschaft. „Wir haben im AK ganz unterschiedliche Expertisen und sind deshalb wie ein Mini Think Tank." Rund 35 interaktive Veranstaltungen hat der Arbeitskreis aus eingereichten Veranstaltungsvorschlägen kuratiert. „Die Vorschläge bilden wie unter einem Brennglas die Themen ab, die gesellschaftlich relevant sind." Für sechs davon ist Hannah Schepers zuständig. Für die etwa alle zwei Monate stattfindenden AK-Sitzungen nimmt sie Urlaub, wie auch für den Katholikentag selbst. Aber dies lohnt sich für sie: „Katholikentage sind gelebter gesellschaftlicher Zusammenhalt. Und sie zeigen: Christsein heißt, am Puls der Zeit Gesellschaft mitzugestalten und Dialoge anzustoßen."

Für Barbara Hörning aus Greußenheim bei Würzburg fängt mit 66 Jahren das Katholikentags-Leben erst an. Sie selbst war noch nie bei einem Katholikentag. Was sie nicht davon abhält, als Botschafterin im Bistum für das kommende Großereignis zu werben.

Für die gelernte Verwaltungsangestellte, die immer noch zehn Stunden in der Woche an der Würzburger Universität arbeitet, spielt Ehrenamt eine sehr große Rolle: „Geben und Nehmen – das sind für mich meine Ehrenämter." Sie ist Schöffin und daneben in vielen kirchlichen Ämtern ehrenamtlich im Einsatz. Im Diözesanrat Würzburg, aber vor allem als Pfarrgemeinderatsvorsitzende ihrer Pfarreiengemeinschaft und im Gemeindeteam vor Ort hat sie immer ein offenes Ohr für jedes Anliegen:

„Ich will die Kirche vor Ort stärken, den Zusammenhalt, ihr ein Gesicht geben. Wenn wir eine Veranstaltung organisieren, zu der dann 75 Leute kommen, bin ich glücklich. Kirche ist doch noch nicht tot. Das wird auch der Katholikentag zeigen."

Deshalb ist Barbara Hörning jetzt auch hin und wieder an einem Infostand des Katholikentags in Stadt und Bistum anzutreffen. Neulich auf der Mainfrankenmesse hat sie mit einer Frau aus Paderborn gesprochen, der nächsten Stadt des Katholikentags: „Wir haben Nummern ausgetauscht. Ich habe sie zu mir eingeladen und ich komme dann 2028 vielleicht zu ihr nach Paderborn." Einmal dabei – immer dabei…

Wenn Sie beim Katholikentag helfen möchten, können Sie sich unter katholikentag.de/helfen noch bis zum 28. Februar 2026 anmelden.

FOTO: KAUPP/KATHOLIKENTAG

Barbara Hörning, Katholikentagsbotschafterin.

Hier fängt Zukunft an – Misereor-Fastenaktion 2026

Die Misereor-Fastenaktion lädt Gemeinden, Gruppen sowie Schulen und Kitas ein, die Fastenzeit als Lern- und Solidaritätsweg zu gestalten. Partnerland ist Kamerun. Bei der Misereor-Partnerorganisation CODAS Caritas Douala in Kamerun stehen junge Menschen im Mittelpunkt, deren Chancen durch Berufsausbildung und Perspektivarbeit wachsen. Für Gottesdienste stehen liturgische Bausteine, Predigt- und Fürbittenhilfen bereit; Gruppen finden Methoden und Praxistipps für Aktionen während der Fastenzeit. Schulen und Kitas erhalten altersgerechte Materialien – von Unterrichtsvorschlägen bis zu Aktionsideen. Das Hungertuch 2025/2026 *Gemeinsam träumen – Liebe sei Tat* der Künstlerin Konstanze Trommer bietet einen starken visuellen Impuls für Kirchenraum und Bildungsarbeit. Die Kollekte am fünften Fastensonntag, 22. März 2026, stärkt Projekte von Misereor und seinen Partnerorganisationen. Vor Ort lassen sich niedrigschwellige Formate umsetzen: Solibrot-Verkauf, Coffee-Stop, Fastenessen, Benefiz-Konzerte – möglichst gemeinsam mit Vereinen, Schulen, Kommunalpolitik sowie Unternehmerinnen und Unternehmern. Materialien und Termine werden fortlaufend aktualisiert. (hb)

Brachzeit

Von Sr. Stefanie Strobel sa

Nach einem langen Arbeitstag gehe ich hinaus ins Freie. Es ist kalt. Nur ein paar Schritte, und ich bin zwischen Feldern und Wald. Ich atme tief durch. Ich spüre so richtig die kalte Luft. Ich schaue mich um, heute fällt mein Blick auf ein Feld. Es liegt leichter Schnee darauf. Es wirkt unbestellt. Wurde es vergessen, bevor der Winter kam? Oder liegt es absichtlich brach? Was ist überhaupt Brache? Auf meinem Nachhauseweg mache ich mich im Internet schlau: *Eine Brache ist ein Ackerboden, der für einen bestimmten Zeitraum nicht genutzt wird, um die Regeneration des Bodens und die Biodiversität zu fördern. Dort, wo es die Dreifelderwirtschaft gibt, bleibt ein Drittel der Flur nach der Ernte liegen und wird erst im Jahr darauf im Sommer neu vorbereitet.* Das macht mich nachdenklich. Am Abend, bei einer heißen Tasse Tee, frage ich mich, ob ich in meinem eigenen Leben Brachzeiten kenne? Ist das nicht Zeitverschwendung? Ich habe meinen Tages-, Wochen- und Jahresplan. Es gibt so viel zu erledigen, wenn ich da nicht effizient bin, komme ich ins Strudeln. Und was würden meine Kollegen und Kolleginnen denken, wenn ich mehr auf meine Überstunden achte oder öfter „nein“ sage?

Zugleich fühle ich mich oft müde und ausgelaugt. Ausgelaugt? Wie ein Boden, der ohne Pause fruchtbar sein muss? Ich merke, dass das Bild der Brache in der Landwirtschaft eine Botschaft für mich sein kann. Brach liegen, keine Fruchtbarkeit erzwingen, geschehen lassen. Das ist ein passiv-aktives Geschehen. Ich nehme meinen Kalender in die Hand und streiche mir mit grüner Farbe die Zeiten an, die ich mir freihalten möchte. Fürs Nichtstun. Fürs einfache Dasein. Wie das Feld im Winter. Ich atme auf.

FOTO: EROL GURIAN

Sr. Stefanie Strobel

Sr. Stefanie Strobel (*1970) studierte Theologie in München. Sie ist Mitglied in der ignatianischen Ordensgemeinschaft der Kongregation der Helferinnen. Als Pastoralreferentin in der Erzdiözese München und Freising war sie in Pfarreien tätig und ordensintern für Ausbildung und Leitung zuständig. Seit Juni 2023 arbeitet sie als Geistliche Direktorin am Institut für publizistische Ausbildung (ifp) in München.

FOTO: PHOTOMAT (PIXABAY)

Aufgabe für Gesellschaft und Kirche

Die Bedeutung *Sozialer Orte* für den ländlichen Raum

Der ländliche Raum wird immer mehr als Pionierfeld sozialer Innovation und Gemeinschaftsbildung entdeckt. Doch der Verlust öffentlicher und kirchlicher Räume droht, den Zusammenhalt zu schwächen. Es gibt Ideen, wie soziale Orte als wichtige Anker für Gemeinschaft und Teilhabe in ländlichen Regionen dienen können und welche Rolle die Kirchen in diesem Wandel spielen.

Von Martin Schneider

Professor für Moraltheologie und Sozialethik an der School of Transformation und Sustainability der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt

Beiträge über den ländlichen Raum beginnen meist mit einer Defizitanalyse. Auf der anderen Seite beginnt sich das Bild zu verändern. Im medialen, politischen und wissenschaftlichen Diskurs ist in den letzten Jahren eine deutliche Renaissance des Themas *Ländliche Räume* zu beobachten. Angesichts wachsender räumlicher Ungleichheiten gewinnt die Frage nach gleichwertigen Lebensverhältnissen an Bedeutung. In diesem Zusammenhang hat sich der Begriff der räumlichen Gerechtigkeit etabliert. Zudem wird über eine Transformation der Landwirtschaft mit Blick auf den Klimawandel ebenso intensiv diskutiert wie über den Ausbau ländlicher Infrastrukturen im Zuge der Energiewende.

Es wird erkannt, dass die mit den sozial-ökologischen Transformationsprozessen verbundenen Verteilungskonflikte nur durch eine faire Verteilung von Verantwortlichkeiten entschärft werden können. Andernfalls profitiert der politische Populismus von Verlustängsten und untergräbt das Vertrauen in die Demokratie. Es ist aber auch zu beobachten, dass neue Verbindungen zwischen transformativen städtischen und ländlichen Bewegungen entstehen, etwa in Fragen der Bodenpolitik oder des gemeinschaftlichen Wirtschaftens. Hier werden zunehmend Gemeinsamkeiten erkannt und Lernprozesse angestoßen. Stadt und Land werden als komplementäre Handlungsräume gesellschaftlicher Transformationen verstanden.

BEDEUTUNG VON SOZIALEN ORTEN IN ZEITEN DES VERLUSTS

Es gibt also zwei entgegengesetzte Perspektiven auf ländliche Räume. Beide erfassen reale Dimensionen des Wandels, den ländliche Räume derzeit erleben. Die eine hebt das Abgehängt-Sein hervor: leerstehende Dörfer, schwindende Infrastruktur, rechtspopulistische Mobilisierung. Die andere beschreibt ländliche Räume als Pionierräume – als Orte sozialer Innovation, zivilgesellschaftlicher Kreativität und neuer Gemeinschaftsformen.

Die Defizitperspektive trifft insofern zu, als sich in kaum einem anderen Raumtyp Verlust-Erfahrungen so stark verdichten wie auf dem Land. Der Rückzug öffentlicher und privater Infrastruktur – die Schließung von Gaststätten, Schulen, Arztpraxen, Gemeindehäusern und Kirchen – lässt zentrale Orte der Begegnung verschwinden. „Erst macht die Dorfkneipe zu und dann auch noch die Kirche“ – in diesem Satz bündelt sich das Gefühl vieler: Die Orte, an denen man sich früher traf, redete, feierte und miteinander lebte, gehen verloren. Zurück bleiben Dörfer, in denen Menschen zunehmend vereinzeln. Wo früher Versammlungen, Feiern oder Wahlveranstaltungen stattfanden, ist plötzlich Leere. Ohne öffentlich zugängliche Räume sinkt die Wahrscheinlichkeit, dass Menschen einander begegnen oder sich in lokale Netzwerke einbringen. Räume ermöglichen Begegnung, Gespräch, Aushandlung, Zugehörigkeit. Wo sie fehlen, erodiert das Gemeinwesen. „Soziale Orte, an denen sich Akteurinnen und Akteure real treffen können, an denen Engagement entwickelt wird und Zusammenhalt entsteht, sollten insbesondere in wirtschaftlich und zivilgesellschaftlich schwächeren Regionen gefördert werden“, so Claudia Neu, Berthold Vogel und Jens Kersten. In ihrem 2022 veröffentlichtem Konzept verstehen sie *Soziale Orte* als Gemeingüter, die es rechtlich wie politisch zu sichern gilt.

Bei kirchlichen Landverbänden – etwa der Katholischen Landjugend- und Landvolkbewegung – ist dieses Anliegen keineswegs neu. Seit Jahrzehnten verweisen sie auf die Bedeutung einer werteorientierten Dorfentwicklung, die auf Verantwortung, Solidarität und gemeinsames Handeln setzt. Dieser zunächst auf Einstellungen und Haltungen gerichtete Fokus gewinnt angesichts aktueller kirchlicher Entwicklungen eine neue materielle Dimension: Es geht nicht mehr nur um Geisteshaltungen, sondern um konkrete Räume, in denen Gemeinschaft entstehen kann – um soziale Orte, die offenhalten, was Gesellschaft im Innersten zusammenhält.

KIRCHLICHE RÄUME ALS SOZIALE ORTE

Die Kirchen verfügen über einen umfangreichen Bestand an Gebäuden und Räumen (siehe dazu meinen Beitrag in *Gemeinde creativ* Januar-Februar 2024). Diese könnten zu Or-

FOTO: MARTIN SCHNEIDER

Renovierungsbedürftiger Pfarrhof in Bayersried (Landkreis Ostallgäu). Trotz sozialer Nutzungsinteressen wurde er an eine Privatperson verkauft.

ten der Begegnung und des sozialen Zusammenhalts werden – gerade dort, wo andere Infrastrukturen verschwinden. Allerdings reagieren die Kirchen, selbst kriselnde Institutionen, vielerorts mit Rückzug. Es besteht die Tendenz zu einem „kirchlichen Reduzierungsbetrieb" (Thomas Seiterich), der vorrangig der Logik der Kosten folgt, und nicht der Logik der Beziehung. Gemeindehäuser werden verkauft, Räume geschlossen, Aktivitäten zentralisiert. Wirtschaftlich mag das rational erscheinen; in sozialer Hinsicht ist es problematisch. Denn Begegnung ist keine Nebensache, sondern das Fundament von Teilhabe und Zusammenhalt. Das Ziel sollte sein: Kirchliche Räume als soziale Orte verstehen, die Begegnung, Beteiligung und Gemeinsinn ermöglichen – weit über kirchliche Binnenräume hinaus.

LÄNDLICHE RÄUME ALS EXPERIMENTIERRÄUME

Diese Perspektive kann anschließen an eine positive Sichtweise auf ländliche Räume. Diese sind heute vielfach Laboratorien neuer Formen des Zusammenlebens. Bürgerbusse, Dorfläden mit Poststelle, wiedereröffnete Schulen, Energiegenossenschaften oder mobile Pflegedienste – all diese Initiativen entstehen dort, wo Menschen Verantwortung übernehmen, weil sie wissen, dass Daseinsvorsorge ohne Eigeninitiative nicht funktioniert. Bestätigt wird diese Perspektive durch ein Theorie-Praxis-Projekt, das das Wissenschaftliche Kuratorium der Bayerischen Akademie *Ländlicher Raum* 2023 und 2024 durchgeführt hat. Ziel war es, gemeinsam mit regionalen und kommunalen Zukunftsgestalterinnen und -gestaltern die Vielfalt transformativen Handelns zu erfassen und zu reflektieren. Die Recherche machte deutlich, dass sich im ländlichen Raum bereits viele Akteure aus der Kommunalpolitik, Bürgerinnen und Bürger aus dem Unternehmertum sowie der Zivilgesellschaft engagieren, um aktiv und nachhaltig den Wandel zu gestalten.

In der Analyse der Interviews und Gespräche tritt eine sozialethische Leitfrage deutlich hervor: Wie kann öffentliches Eigentum so gestaltet werden, dass es Gemeinwohlorientierung und Teilhabe ermöglicht? In Deutschland haben sich diesbezüglich Genossenschaften, Zweckverbände und Eigenbetriebe als Formen kollektiven Eigentums bewährt. Auch wenn viele der transformativen Initiativen im ländlichen Raum an strukturellen Grenzen scheitern, zeigen sie doch: Infrastrukturen können utopisch sein. „Infrastrukturelle Utopien", so nennen Forscherinnen und Forscher diese Phänomene, wenn Bürgerinnen und Bürger neue Organisationsformen erproben. Sie sind praktische Sozialutopien im Kleinen. Der utopische Überschuss, der in diesen Bewegungen liegt, ist vielleicht die wichtigste Ressource unserer Zeit.

GEMEINWOHLORIENTIERTE KIRCHENENTWICKLUNG

Ländliche Räume sind Prüfsteine gesellschaftlicher und kirchlicher Solidarität. Hier entscheidet sich, ob Teilhabe, Demokratie und Zusammenhalt Zukunft haben. Wenn die Kirchen Räume öffnen, statt sie zu schließen; wenn sie Begegnung fördern, statt Strukturen zu verwalten; wenn sie Verbundenheit stiften, statt Distanz zu vergrößern – dann tragen sie zum Gemeinwohl bei. Gegen Einsamkeit hilft keine Seelsorge allein, sondern der Schutz und die Förderung von *Sozialen Orten*. Es ist daher bedenklich, dass kirchliche Institutionen in diesem Kontext derzeit kaum als Akteure des Wandels wahrgenommen werden.

Engagement, Nähe, Verantwortung

„Demokratie lebt vom Ernstnehmen“

Florian Hölzl, Bürgermeister der Marktgemeinde Pfeffenhausen, spricht im Interview mit *Gemeinde creativ* über politische Kultur auf dem Land, Ehrenamt zwischen Tradition und Wandel — und darüber, wie junge Menschen für Demokratie begeistert werden können.

Gemeinde creativ: ***Florian Hölzl, Sie haben 2018 auf eine Landtagskandidatur auf der CSU-Liste verzichtet und sich vor kurzem gegen eine Landratskandidatur entschieden. Stattdessen setzen Sie voll auf Ihre Gemeinde. Warum?***

Florian Hölzl: Ich war bereits zwischen 2016 und 2018 im Bayerischen Landtag und habe dort viele wertvolle Erfahrungen gesammelt. Nach dem Ende dieser Zeit war für mich klar: Ich möchte nah bei den Menschen bleiben, direkt mitgestalten, nicht über viele Ebenen hinweg Einfluss nehmen. Als Bürgermeister von Pfeffenhausen kann ich täglich erleben, was meine Arbeit konkret bewirkt. Es ist ein politisches Amt, aber auch ein menschliches. Ob es um ein Bauprojekt geht oder um die Unterstützung eines Vereins — man sieht und spürt unmittelbar, wie Entscheidungen das Leben im Ort beeinflussen. Diese Nähe ist Motivation und Verantwortung zugleich; sie erdet und verpflichtet mich jeden Tag neu. Außerdem erlaubt mir das Amt, Tradition und Innovation zusammenzudenken: vom Erhalt gewachsener Strukturen bis zu neuen Formen der Bürgerbeteiligung.

Wie erleben Sie die politische Kultur auf dem Land?

Auf dem Land ist Politik oft unmittelbarer und persönlicher. Die Wege sind kürzer, man kennt sich, man begegnet sich beim Bäcker, auf dem Sportplatz, im Pfarrheim. Das schafft Vertrauen, aber auch Erwartungen: Wer sich engagiert, möchte ernst genommen werden und Wirkung sehen. Ich erlebe viele Menschen, die bereit sind, Verantwortung zu übernehmen — im Gemeinderat, in der Freiwilligen Feuerwehr, in Musik- und Sportvereinen sowie in kirchlichen Gremien. Das funktioniert am besten, wenn Strukturen überschaubar bleiben. Werden Einheiten zu groß, geht Identifikation verloren. Nähe ist kein Luxus, sondern Voraussetzung für Beteiligung und verlässliche Verantwortungsübernahme. Und: Vor Ort gilt das gesprochene Wort — Verbindlichkeit entsteht aus Begegnung, nicht aus Schlagzeilen.

Was braucht es, damit dieses Engagement gelingt?

Engagement entsteht nicht aus dem Nichts. Es braucht Wertschätzung, Begleitung und Verlässlichkeit. Wir unterstützen zum Beispiel ehrenamtliche Gemeinderatsmitglieder mit gut aufbereiteten Unterlagen, klaren Entscheidungsgrundlagen und transparenten Abläufen. Zu jeder Sitzung gibt es daher eine verständliche Vorlage mit Kurzbegründung, Darstellung von Varianten, Kosten und Zeitplan — so können sich auch beruflich stark eingespannte Menschen zielgerichtet vorbereiten. Niemand soll das Gefühl haben, allein gelassen zu werden. Gleichzeitig müssen wir flexibler werden: Nicht jede oder jeder kann sich für Jahre fest binden. In Zukunft müssen wir klassische Gremien stärker durch projektbezogene Mitarbeit und thematische Arbeitsgruppen ergänzen. Hilfreich sind kleine, sichtbare Erfolge — etwa wenn eine Gruppe einen Spielplatz aufwertet oder eine Veranstaltungsreihe organisiert. Solche „Machbar-Momente“ tragen weit und wirken in Familien, Nachbarschaften und Vereine hinein. Bei aller Wichtigkeit projektbezogener Formate dürfen aber die institutionellen Gremien, in der kommunalen Welt eben der Gemeinderat, nicht entwertet werden.

Wie gelingt es Ihnen, Vielfalt zuzulassen — und trotzdem zu Entscheidungen zu kommen?

Vielfalt ist eine Stärke, braucht aber Struktur. Ich formuliere als Bürgermeister einen Vorschlag, eröffne den Raum für unterschiedliche Perspektiven und ermutige zu klarer Sprache ohne Denkverbote — im Rahmen unserer demokratischen Ordnung. Danach führe ich zusammen: Was ist strittig, was ist konsensfähig, was braucht Nacharbeit? Wir arbeiten mit klaren Tagesordnungen, Sachvorträgen aus der Verwaltung und mit Beschlüssen, die Auftrag, Frist und Verantwortung benennen. Wer abends nach der Arbeit Zeit investiert, erwartet nachvollziehbare Ergebnisse. Demokratie lebt vom Dialog, ebenso von Verbindlichkeit und Umsetzungsstärke. Ein gutes Gremium erkennt man daran, dass es nach intensiver Debatte gemeinsam nach vorne arbeitet — auch wenn nicht jede Position Mehrheiten findet.

Wie gehen Sie mit undemokratischen Haltungen um?
Mit Klarheit. Wer demokratische Grundwerte infrage stellt, dem wird widersprochen. In Pfeffenhausen haben wir eine stabile demokratische Basis; in übergeordneten Gremien begegnen uns populistische Zuspitzungen. Dort helfen nur Haltung, Sachlichkeit und das beständige Aufzeigen von Grenzen: Was ist legitime Kritik — und was überschreitet die rote Linie? Zugleich gilt: Man gewinnt Debatten nicht allein durch Abgrenzung, sondern indem man gute, überprüfbare Lösungen anbietet, transparent handelt und Beteiligung ermöglicht. Wenn Menschen merken, dass Entscheidungen nachvollziehbar sind und dass ihre Einwände einfließen, verliert Polarisierung an Zugkraft.

Wie gestaltet sich das Miteinander von Kommune und Pfarrei?
Sehr partnerschaftlich. Wir stehen im engen, direkten Austausch — nicht nur über formale Wege, sondern im Alltag. Viele Menschen engagieren sich zugleich kommunal und kirchlich; das schafft Vertrauen. Bei Sanierungen, Raumnutzungen oder sozialen Anliegen finden wir pragmatische Lösungen. Während der jüngsten Kindergarten-Sanierung etwa konnten Gruppen zeitweise in kirchlichen Räumen unterkommen — unbürokratisch und schnell. In Notlagen stimmen wir uns kurz ab, damit Hilfe wirklich ankommt. Diese Verzahnung von öffentlicher und kirchlicher Gemeinde stärkt den sozialen Zusammenhalt — und damit auch die demokratische Kultur im Ort. Sie zeigt: Verantwortung ist teilbar, solange das Ziel gemeinsam ist.

Wie gelingt es, junge Menschen für Demokratie zu gewinnen?
Indem wir ihnen Verantwortung zutrauen. Wir haben zum Beispiel unter echter Einbindung junger Menschen einen Dirt-Bike-Parcours erstellt. Jugendliche haben hier nicht nur den Wunsch geäußert, sondern aktiv mitgeplant. So entsteht das Gefühl: „Ich zähle, mein Einsatz verändert etwas." Dazu gehören niedrigschwellige Beteiligungsformate — Jugendforen, offene Werkstätten, digitale Kurzumfragen — und sichtbare Anerkennung: Wer mitmacht, wird gesehen. Hier haben wir als Gemeinde, wenn ich in die Zukunft blicke, sicherlich auch noch Luft nach oben. Ich selbst durfte früh Verantwortung übernehmen; diese Erfahrung prägt mich. Wir müssen jungen Menschen Räume geben, in denen sie sich ausprobieren, Fehler machen, lernen und wachsen können. Wichtig ist auch ein verständlicher Einstieg: kurze Sitzungen, klare Aufgaben, Mentorinnen und Mentoren, die begleiten statt zu bevormunden.

Was wünschen Sie sich für die Zukunft der Demokratie auf dem Land?
Dass die Stärke der Kommunen noch deutlicher anerkannt wird — politisch wie finanziell. Demokratie beginnt nicht in der Hauptstadt, sondern im Dorf: beim Vereinsabend, im Gemeinderat, beim Dorffest, im Gottesdienst.

Dafür brauchen wir Orte der Begegnung: Bürger- und Kulturhäuser, Mehrgenerationenzentren, lebendige Vereine und verlässliche Daseinsvorsorge. Wir investieren deshalb in Pfeffenhausen aktuell in ein Bürger- und Gesundheitszentrum als Treffpunkt und Anker. Wenn Menschen erleben, dass ihre Heimat lebendig ist und dass sie gebraucht werden, sinkt die Anfälligkeit für einfache Parolen. Mein Wunsch: verlässliche Rahmenbedingungen, gute Infrastruktur und eine Kultur des Zutrauens — dann bleibt Demokratie auf dem Land kraftvoll, lernfähig und zukunftsfähig.

FOTO: MARKT PFEFFENHAUSEN

Florian Hölzl

40 Jahre, verheiratet und Vater zweier Töchter, ist seit 2020 Erster Bürgermeister der Marktgemeinde Pfeffenhausen im Landkreis Landshut. In den Marktgemeinderat wurde er schon 2008, im Alter von 22 Jahren, gewählt. Seither gehört er auch dem Kreistag von Landshut an. Der studierte Jurist, der seine Schulzeit am konfessionellen Maristen-Gymnasium Furth bei Landshut zubrachte, war überdies von 2016 bis 2018 Mitglied des Bayerischen Landtags. Vor seiner Zeit als Bürgermeister durchlief er unterschiedliche berufliche Stationen beim Freistaat Bayern. Beispielsweise war er Abteilungsleiter am Landratsamt oder Leiter des politischen Planungsstabs im Bayerischen Bau- und Verkehrsministerium. Der Kommunalpolitiker engagiert sich besonders für eine lebendige Demokratie im ländlichen Raum und setzt auf Bürgernähe, Transparenz und Dialog. Unter seiner Leitung arbeitet die Gemeinde daran, Tradition und Innovation miteinander zu verbinden — vom Ausbau erneuerbarer Energien bis hin zur Stärkung von Vereinen und Ehrenamt als tragende Säulen des gesellschaftlichen Zusammenhalts.

Generation Krise?

Zwischen Skyline und Dorfplatz

Während Jugendliche in Städten von kulturellen Angeboten profitieren, beklagen junge Leute auf dem Land fehlende Angebote und Mobilität. Für viele bleibt die Kirche der letzte Zufluchtsort.

Ideen-Jenga im Jugendworkshop: Ein Holzstein fragt „Stell dir vor, du bekommst einen Tag frei für Engagement und Geld zum Einsatz — was würdest du machen?“.

FOTO: BJR / MIKE SCHNEIDER

Von Philipp Seitz

Präsident des Bayerischen Jugendrings (BJR)

Irgendwo auf dem Land in Bayern treffen sich Jugendliche und diskutieren, wie es mit ihrem Jugendtreff weitergeht. Sie wollen weiterhin einen Treffpunkt, an dem sie laut und unter sich sein können. Doch der Jugendtreff ist in die Jahre gekommen. Bei der Sitzung geht es deshalb vor allem um Geld. Wie sie die Sanierung bezahlen sollen, wissen die Jugendlichen nicht. Vor zwei Monaten hatte die Gemeinde ihnen eine Absage erteilt: die Gemeindekasse sei leer, andere Projekte dringender.

So wie in dieser Szene geht es jungen Menschen an vielen Orten. Sie wollen gestalten, stoßen aber auf Strukturen, die ihnen wenig Raum lassen. Sie wollen Verantwortung übernehmen, haben jedoch das Gefühl, dass sie nicht beteiligt werden. Das Problem: Wenn solche Treffpunkte verschwinden, sehen Sozialforscherinnen und Sozialforscher Gefahren, die weitaus größer sind, als jugendliche Langeweile. Die einen sagen, die Demokratie sei bedroht. Die anderen warnen, dass junge Menschen die Bindung an ihre Heimatkommune verlieren könnten.

Beinahe alle zuletzt erschienenen Studien beschäftigten sich mit dem Verhältnis junger Menschen zur Demokratie. Sie kommen zu ähnlichen Ergebnissen: „Die Jugend“ gibt es nicht. Junge Menschen wachsen in sehr unterschiedlichen Lebenswelten auf: In der Stadt, auf dem Land, in verschiedenen Lebensverhältnissen. Fast die Hälfte aller jungen Menschen in Deutschland wünscht sich eine bessere, lebendigere Demokratie. Sie sehen sich oft in einer „Zuschauerrolle“, über deren Köpfe hinweg entschieden würde – und das in turbulenten Zeiten. Klimakrise, Krieg und Kostensteigerungen. Von einer „Generation Krise“ ist die Rede. Diese Unsicherheiten belasten junge Menschen und machen ihnen Angst.

Gerade das nutzen extremistische Parteien: Sie greifen die Sorgen und Themen junger Menschen auf, nutzen gezielt digitale Medien, bieten vermeintlich einfache Lösungen und schaffen ein Gefühl der Zusammengehörigkeit und Orientierung. Die Bertelsmann-Stiftung verweist darauf, dass Einsamkeit und fehlende Einbindung junger Menschen die Demokratie gefährden könnten. Denn wenn junge Menschen das Gefühl haben, ihre Anliegen finden kein Gehör, wächst Misstrauen – gegenüber Politik, Institutionen und Gesellschaft.

EXPERTINNEN UND EXPERTEN IN EIGENER SACHE

Vertrauen ist das beste Gegenmittel. Junge Menschen wollen Selbstwirksamkeit erfahren und gestalten. Es braucht wirksame, niedrigschwellige Formen, die sie beteiligen. Denn klar ist: Junge Menschen wissen selbst am besten, was sie benötigen. Wenn sie ernst genommen werden, entwickeln sie Vertrauen in politische Prozesse und übernehmen Verantwortung für die Gesellschaft. Umso wichtiger ist es, dass sie spüren und konkret erleben, dass ihre Meinungen zählen und sie sich selbst einbringen können.

Die angespannte Finanzlage vieler Kommunen erschwert es, jungen Menschen Räume für Selbstfindung und Selbstverwirklichung zu bieten. Es mangelt an kommerziell freien Treffpunkten, Mobilität und kultureller Teilhabe. Sozialforscherinnen und Sozialforscher nennen das eine „raumbezogene soziale Ungleichheit“. Was hochtrabend klingt, lässt sich knapp zusammenfassen: Jugendliche in ländlichen Regionen haben das Gefühl, dass vor allem in die städ-

tische Infrastruktur investiert wird. Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sprechen von einem „Gefühl der Nichtrepräsentation“.

In Bayern sind die Unterschiede besonders deutlich. Während Ballungsräume wie München und Nürnberg von wirtschaftlicher Dynamik profitieren, erleben Teile der Oberpfalz, Niederbayerns oder Oberfrankens strukturelle Stagnation. Jugendliche dort haben weniger Zugang zu Mobilität und damit zu kultureller Teilhabe und Freizeitangeboten.

In den Städten sieht es anders aus: Junge Menschen profitieren hier von vielen Angeboten, kultureller Vielfalt und größeren individuellen Freiheiten. Gleichzeitig zersplittert die Gesellschaft zunehmend in Milieus, die kaum noch Berührungspunkte haben. Das führt zu Leistungsdruck, Konkurrenz und sozialer Unsicherheit. In der städtischen Jugendarbeit reagieren offene Jugendzentren, Streetwork und die Kirche auf diese heterogenen Lebensstile und Milieus. Sie richten sich zunehmend projektorientiert und thematisch vielfältig aus, etwa in den Bereichen Klimaschutz, Digitalisierung oder Diversität. Gleichzeitig wird die Jugendarbeit zu einem Labor sozialer Gemeinschaft: Sie schafft Verbindung, wo traditionelle Bindungen schwächer werden.

Junge Beteiligungscoaches im Gespräch.

FOTO: BAYERISCHER JUGENDRING

NUR NOCH DIE KIRCHE

Auch auf dem Land brauchen junge Menschen stabile Strukturen und geschützte Räume, in denen sie sich entfalten und geborgen fühlen können. Doch demografischer Wandel, Schulschließungen und Zentralisierung zwingen Jugendliche zu längeren Wegen – räumlich wie sozial. Viele erleben ihre Heimat als Ort der Geborgenheit und Begrenzung. Jugendarbeit ist hier meist ehrenamtlich organisiert und eng mit Kommunen und Kirchengemeinden vernetzt. Sie lebt von persönlicher Beziehung und Verlässlichkeit – Faktoren, die entscheidend für soziale Teilhabe und Bleibeperspektiven sind. Neben der Familie bieten Vereine wie Feuerwehr, Theatergruppe oder Sportverein verlässliche Orte der Gemeinschaft und Sicherheit. Auch die Kirche ist ein zentrales Refugium: Sie ist ein Ort, an dem sich junge Menschen in der offenen Debatte selbst finden können. Umso wichtiger ist es, dass sich die Kirche als Erfahrungs- und Gemeinschaftsraum für junge Menschen versteht. Das beginnt im Kleinen: Wenn Jugendliche Räume eigenständig gestalten dürfen, wenn Pfarrheime für offene Abende, Gruppenstunden, Bandproben genutzt werden, wenn Pfarrer Zeit haben, einfach da zu sein und zuzuhören. Kirche – und damit communio – wird dort lebendig, wo sie Verantwortung an die Jugend überträgt: bei Jugendgottesdiensten, bei Sozialaktionen oder Aktionen für Klimaschutz und Gerechtigkeit. Wenn junge Menschen erleben, dass ihre Ideen umgesetzt werden und sie etwas bewegen können, entsteht Vertrauen und eine dauerhafte Bindung.

Pastoraltheologisch gewinnt der Begriff der Resonanz an Bedeutung: Kirche bleibt dort relevant, wo sie jungen Menschen Beziehungserfahrungen ermöglicht. Räume, in denen sie sich gehört und bedeutsam fühlen. Jugendarbeit kann zu einem solchen Resonanzraum werden – ein Ort, an dem junge Menschen Zukunft gestalten: unter der Skyline der Stadt ebenso wie auf dem Dorfplatz.

FOTO: BJR / MIKE SCHNEIDER

Jugendliche bei Workshops im Rahmen des Projekts „Jung und Engagiert“. Was bremst Engagement? Jugendliche sammeln Hindernisse auf Zetteln — von Zeitmangel und Schüchternheit bis zu fehlenden finanziellen Mitteln.

Das Dorf in der Kirche und die Kirche im Dorf

FOTO: GABRIELE SCHMIDT

Die Kirche von Ebringen – ein Ort des Glaubens, eingebettet in Weinberge, der das Gemeinschaftsleben im ländlichen Raum stärkt.

Für die Katholische Landvolkbewegung (KLB) sind die Menschen in den ländlichen Räumen von besonderer Bedeutung. Daher blicken wir ganz besonders dorthin und schauen auf die Herausforderungen, die sich den Menschen in den ländlichen Räumen stellen.

Von Bettina Locklair

Bundesgeschäftsführerin der KLB Deutschland

„Den“ ländlichen Raum gibt es nicht. Jede Region ist anders, hat andere Rahmenbedingungen und Anforderungen. Es gibt diejenigen, die nah an den Großstädten, den Ballungszentren, liegen. Und es gibt die ländlichen Räume, in denen der Weg zum nächsten Bäcker, zur nächsten Schule und zunehmend zur nächsten Kirche immer länger wird. Zudem werden die Menschen in den ländlichen Räumen immer älter, junge Menschen verlassen ihre Heimat für Ausbildung und Studium, den ersten Job und die Familiengründung.

Es entsteht eine zunehmende, vielfältige Lücke und ein Teufelskreis, der kaum aufzuhalten ist: weniger junge Menschen im ländlichen Raum, weniger Arbeitsplätze, weniger Steuereinnahmen, weniger Geld für die attraktive und familienfreundliche Gestaltung der Kommunen, weniger Infrastruktur wie ÖPNV (Öffentlicher Personennahverkehr), Kitas (Kindertagesstätten), Schulen, Krankhäuser, Ärzte etc., weniger Nachwuchs in den Vereinen, weniger Ehrenamtliche und damit weniger Netzwerke, die für ein gutes Miteinander der Generationen stehen und dieses ermöglichen.

Weite Entfernungen und Pendeln lassen die Vereinbarkeit von Familie, Erwerbstätigkeit und Ehrenamt nahezu unmöglich werden. Die Wege der Kinder zu Kita, Schule und Vereinen sind bis zu einem bestimmten Alter nicht allein zu bewältigen. All dies sind Herausforderungen, denen sich insbesondere das Familienleben auf dem Land stellen muss. Da mögen

günstige Mieten oder Grundstückspreise vielleicht locken, aber der Familienalltag muss dennoch bewältigt werden. Kehren junge Familien in die „Heimat“ zurück, mag das Vorhandensein der eigenen Eltern und damit von „Generationen in Rufweite“ den Alltag erleichtern und die Last auf mehrere Schultern verteilen. Für die „Zugezogenen“, die keine familiären Anknüpfungspunkte haben, ist es nicht so einfach.

Für uns als Katholische Landvolkbewegung (KLB) Deutschland ist die Entwicklung der ländlichen Räume von essentieller Bedeutung. Dies gilt aber nicht nur für die kommunalen und staatlichen Strukturen. Es gilt gleichermaßen für die kirchlichen Strukturen. Die Veränderungen der kirchlichen Strukturen, die großen Pfarrgemeinden und -verbünde stellen die Gläubigen vor enorme Herausforderungen. Gleichzeitig bieten sie Chancen für eine lebendige Landpastoral, in der die theologischen Laien Verantwortung übernehmen können und die Verbände als Kirch- und Segensorte wirken können. Solange die Kirche im Dorf und das Dorf in der Kirche bleibt, die kirchlichen Verbände mit ihren Ortsgruppen als konkret ansprechbare Personen vor Ort sind, kann Kirche weiterhin bedeutsam sein. Dafür bedarf es jedoch eines Umdenkens, von der Citypastoral hin zu einer Stärkung der Landpastoral.

DAMIT DAS DORF IN DER KIRCHE BLEIBT …

Zukunftsfähige Kirche im Dorf, personales Engagement, Strukturen und Freiräume gestalten: Für eine lebendige und glaubwürdige Kirche vor Ort braucht es Menschen – Haupt- wie Ehrenamtliche –, die bereit sind, Nähe zu schaffen und ansprechbar zu sein. Dieses personale Angebot ist das Herzstück diakonischen Handelns im ländlichen Raum. Damit diese Menschen ihre Aufgaben gut erfüllen können, bedarf es gezielter Ermutigung und Befähigung. Diakonische Angebote müssen dazu den nötigen Rahmen und die praktische Unterstützung bieten.

Gelingendes Engagement im Dorf braucht mehr als nur gute Absichten: Es braucht Freiräume und klare Legitimation. Menschen, die sich in Kirche und Diakonie einbringen, benötigen Rückhalt und Vertrauen von den Leitungsstrukturen. Sie müssen formal legitimiert sein und ihre Aufgaben mit verantwortlicher Freiheit gestalten können – weniger durch Vorschriften und mehr durch Mitbestimmung. Eine offene Haltung gegenüber kreativen und innovativen Ideen auf allen Ebenen ist dabei grundlegend. Entscheidend sind tragfähige Strukturen der Teilhabe. Diese schaffen die nötigen Freiräume und fördern die Durchlässigkeit zwischen den Hierarchieebenen.

Eine Vernetzung sowohl nach oben als auch nach unten ist unabdingbar. Dafür braucht es sowohl hauptberufliche als auch ehrenamtliche Netzwerkerinnen und Netzwerker, die diese Aufgabe aktiv gestalten. Die Berufsrolle hauptberuflich Mitarbeitender in der Kirche sollte sich stärker an einem biblischen Leitbild des Pastoralen orientieren – geprägt von Ermächtigung statt Kontrolle. Leitungsmodelle müssen weitergedacht werden. Dabei kommt der oberen Leitungsebene im Sinne der Subsidiarität die Aufgabe zu, Räume für Verantwortung auf der unteren Ebene zu schaffen.

In jedem Dorf braucht es Orte und Formate, in denen Menschen ihren Glauben gemeinsam leben können. Regionale Vielfalt und gewachsene Besonderheiten sind zu erhalten und zu stärken. Bestehendes soll gewürdigt werden und Neues darf entstehen. Dazu gehört auch die Möglichkeit, jeden Sonntag in der Dorfkirche gemeinsam Gottesdienst zu feiern.

Nicht zuletzt sind finanzielle Rahmenbedingungen entscheidend. Die kleinsten kirchlichen Einheiten – etwa Gemeindeteams – sollten über ein eigenes Budget verfügen. Für ehrenamtliches Engagement braucht es eine angemessene finanzielle Aufwandsentschädigung, um die Wertschätzung und Nachhaltigkeit dieses Einsatzes zu unterstreichen.

… UND DIE KIRCHE IM DORF!

Für das Wohl des Dorfes: Kirche als gestaltende Kraft im ländlichen Raum: Kirche und Kommune tragen gemeinsam Verantwortung für das Leben im ländlichen Raum. Besonders die kirchlich Engagierten – allen voran die Mitglieder kirchlicher Gremien – sind aufgerufen, aktiv den Schulterschluss mit der Kommune zu suchen. Viele Herausforderungen und Zukunftsfragen im Dorf lassen sich nur in Zusammenarbeit bewältigen. Dabei ist es essenziell, dass alle an einem Strang ziehen und vernetzt handeln.

Damit Vernetzung gelingt, braucht es Menschen, die sie verantwortungsvoll gestalten. Diese benötigen nicht nur den entsprechenden Rückhalt, sondern auch Zeit und finanzielle Mittel. Nur so können stabile, lebendige Strukturen entstehen, die nicht nur kurzfristig, sondern auch langfristig tragfähig sind.

Ein besonderes Augenmerk muss auf den Erhalt von Orten der Begegnung gelegt werden. Die zunehmende Zentralisierung kirchlicher Strukturen – etwa durch die Bildung großer Pastoralräume – darf nicht zu einem Verlust an sozialen und geistlichen Treffpunkten führen. Jeder Ort braucht seine Räume, in denen Menschen einander begegnen, sich austauschen und gemeinsam ihren Glauben leben können. Das können Kirchen und Pfarrhäuser sein, aber auch Bürgerhäuser, Jugendtreffs, Dorfwirtschaften oder Mehrgenerationenhäuser. Diese Aufgabe ist nicht allein Sache der Kirche – sie liegt in der gemeinsamen Verantwortung aller.

Kirche ist Teil des kulturellen Lebens im Dorf. Sie teilt mit den Menschen Freude und Leid. Sie begleitet und unterstützt. Dazu ist Kirche vor Ort gefordert, aufmerksam, diskret und wirksam zu helfen. Schließlich lebt die Kirche im Dorf auch davon, dass der Glaube in vielfältigen Formen Ausdruck findet. Ob Gottesdienste, Kinder- und Jugendgottesdienste, Wallfahrten, Bibelkreise, Taizégebete, Exerzitien oder Weltgebetstage – all diese Formen sind Ausdruck gelebter Spiritualität und feiern das Leben. Die Herausforderung besteht darin, diese Angebote so zu gestalten, dass sie lebensnah sind und auch diejenigen erreichen, die keinen oder nur noch einen entfernten Bezug zur Kirche haben.

Hinweis: Dieser Text beruht auf dem Impulspapier der KLB „Damit das Dorf in der Kirche und die Kirche im Dorf bleibt“ und wurde in ähnlicher Form in der „Stimme der Familie“ 02-2025 bereits veröffentlicht.

Sehnsuchtsort Land – Mythos oder Lebensform?

Der ländliche Raum ist zurück in der öffentlichen Debatte. Stadtmüde Familien suchen ein Haus mit Garten, Start-ups entdecken die Provinz und Tourismuskampagnen werben mit entschleunigtem Leben, Gemeinschaft und Natur. „Das Land" wird wieder als Sehnsuchtsort wahrgenommen – als Gegenentwurf zur urbanen Dichte, zur Beschleunigung und Entfremdung. Doch hinter der Idylle steckt ein komplexes Bild.

Von Herbert Daschiel

Referatsleiter im Bayerischen Staatsministerium für Ernährung, Landwirtschaft, Forsten und Tourismus

Wer Landentwicklung gestaltet, weiß: Der ländliche Raum ist kein Museum der Vergangenheit, sondern ein Zukunftslabor – und zugleich ein Ort harter Auseinandersetzungen um Fläche, Engagement, Zusammenhalt und Identität.

ZWISCHEN IDYLLE UND REALITÄT

Bayern ist ein Land der Dörfer. Etwa 85 Prozent der Fläche gelten als ländlich geprägt, mehr als die Hälfte der Bevölkerung lebt dort. Doch die Herausforderungen wachsen: Die Flächenkonkurrenz zwischen Wohnen, Gewerbe, Landwirtschaft, Energie und Naturschutz wird schärfer. Wohnraum ist selbst in ländlichen Regionen knapp geworden, während zugleich Gebäude im Ortskern leer stehen. Junge Familien finden keinen Platz, weil Bauland fehlt oder zu teuer ist. Gleichzeitig drohen wertvolle Böden und gewachsene Dorfstrukturen durch Zersiedelung und überdimensionierte Baugebiete verloren zu gehen.

Der Freistaat reagiert darauf mit der *Ländlichen Entwicklung*: Ziel ist, die Dörfer von innen heraus zu stärken – mit Dorferneuerung, Gemeindeentwicklung und Integrierter Ländlicher Entwicklung (ILE). Diese Instrumente sollen nicht nur Räume gestalten, sondern vor allem Gemeinschaft stiften. Denn die Zukunft des Landes entscheidet sich dort, wo Menschen Verantwortung übernehmen.

KIRCHE ALS RAUMÖFFNERIN UND WEGBEGLEITERIN

Die katholische Kirche ist seit Jahrhunderten Teil der dörflichen Identität. Glocken, Feste, Kirchenbauten – all das prägt das Gesicht der Orte. Doch viele Pfarrgemeinden erleben einen tiefgreifenden Wandel: sinkende Mitgliederzahlen, wachsende Seelsorgeeinheiten, knapper werdende Mittel. Was bleibt, ist die Frage: Wie kann Kirche im Dorf relevant bleiben?

Ein Schlüssel liegt im Raum. In Bayern stehen hunderte Pfarrhäuser, Pfarrheime und kirchliche Liegenschaften leer oder werden nur noch selten genutzt. Diese Gebäude bergen Potenzial – für Kultur, Soziales, Bildung, Gemeinschaft. Wenn Kirche Räume öffnet und sie gemeinsam mit Kommune und Bürgerschaft neu nutzt, wird sie zur Akteurin der Landentwicklung.

VERANTWORTUNG FÜR DAS GEMEINSAME

Eine der großen Zukunftsfragen für die Landentwicklung lautet: Wie nutzen wir die begrenzte Fläche verantwortungsvoll? Bayern verliert jeden Tag rund zehn Hektar an Naturboden durch Bebauung. Die Ländliche Entwicklung verfolgt daher konsequent das Prinzip „Innenentwicklung vor Außenentwicklung". Ziel ist, Leerstände zu aktivieren, Ortskerne zu beleben und Flächenverbrauch zu reduzieren.

Auch die Kirche steht hier in der Verantwortung. Sie ist eine der größten Grundeigentümerinnen im Land – und kann mit ihrer Flächenpolitik Vorbild sein. Wenn kirchliche Grundstücke nicht als reine Vermögenswerte, sondern als Gemeingut verstanden werden, entstehen neue Chancen: etwa für sozialen Wohnungsbau, gemeinschaftliche Nutzungen oder Projekte des Klimaschutzes. Schon heute stellen einige Bistümer Flächen für Photovoltaik, Nahwärmenetze oder ökologisches Gärtnern zur Verfügung. Das ist gelebte Nachhaltigkeit – und Ausdruck einer Schöpfungsverantwortung, die sich nicht nur in Worten zeigt.

DER WANDEL DER DORFMITTE ZU BEGEGNUNGSRÄUMEN

Viele Dörfer kämpfen mit leeren Wirtshäusern, geschlossenen Läden und verwaisten Treffpunkten. Doch wo früher Begegnung stattfand, kann Neues entstehen. Die Ländliche Entwicklung fördert gezielt Dorfgemeinschaftshäuser, Dorfläden oder generationenübergreifende Zentren. Diese Orte werden zum Herzstück des Dorfes – Orte, an denen man einkauft, sich trifft, feiert, redet.

Oft sind kirchliche Einrichtungen Teil solcher Konzepte. Ein leerstehendes Pfarrheim kann ebenso zum Dorftreff werden wie ein ehemaliger Pfarrgarten zum Gemeinschaftsgarten. Die Verbindung von praktischer Dorferneuerung und pastoraler Verantwortung öffnet neue Wege: Kirche als Ermöglicherin von Gemeinschaft. Sie kann Begegnungsräume schaffen, die über das rein Kirchliche hinausgehen.

FOTO: ALE OBERPFALZ

Ehemaliges Kooperatorenhaus in Beidl, Markt Plößberg, Landkreis Tirschenreuth. Nach der Sanierung in der Dorferneuerung steht das Gebäude nicht nur für kirchliche Veranstaltungen zur Verfügung, sondern es wird auch intensiv von den örtlichen Vereinen und der Dorfgemeinschaft genutzt. Hierzu hat sich ein eigener Verein gegründet, die „Freunde Kooperatorenhaus Beidl e. V."

Ohne Ehrenamt gibt es keine Dorfentwicklung. Doch viele Dorfgemeinschaften erleben, dass die Bereitschaft zum Mitmachen sinkt, während die Anforderungen steigen. Ehrenamtliche brauchen Anerkennung, Begleitung und Entlastung. Hier können Kirche, Kommune und Land gemeinsam Verantwortung übernehmen. In vielen Dörfern und Regionen sind Beschäftigte der Verwaltung für Ländliche Entwicklung tätig, die Projekte begleiten, Freiwillige vernetzen und Prozesse moderieren.

Auch Beschäftigte der Kirche übernehmen zunehmend ähnliche Rollen: Sie moderieren, verknüpfen, begleiten. Kirche und Staat treffen sich hier auf derselben Ebene – im Dienst an der Gemeinschaft. Dieses Zusammenspiel ist entscheidend, wenn das Ehrenamt Zukunft haben soll.

KLIMASCHUTZ UND LEBENSQUALITÄT

Die Energiewende verändert den ländlichen Raum massiv. Windräder, Solarfelder, Stromtrassen – all das erzeugt Konflikte, aber auch Chancen. Landentwicklungspolitik versteht sich dabei als Vermittlerin zwischen wirtschaftlicher Notwendigkeit, ökologischer Verantwortung und sozialem Frieden. Entscheidend ist, dass die Menschen vor Ort mitgenommen werden – dass sie an Planung, Wertschöpfung und Nutzen beteiligt sind. Aus den Betroffenen sollen Beteiligte werden!

Auch die Kirche kann einen Beitrag leisten. Viele Pfarreien denken heute über eigene PV-Anlagen, Heizungsumstellungen oder regionale Energiegemeinschaften nach. Wenn kirchliche Gebäude Teil der Energiewende werden, verbinden sie Glauben mit konkretem Handeln für die Schöpfung. Das stärkt ihre Glaubwürdigkeit – und zeigt, dass Bewusstsein für Klimaschutz und Spiritualität kein Gegensatz sind.

VOM NEBENEINANDER ZUM MITEINANDER

Die Zukunft des ländlichen Raums entscheidet sich im Zusammenspiel – zwischen Kommunen, Bürgergesellschaft, Landwirtschaft, Wirtschaft und Kirche. Alle Akteure müssen lernen, noch stärker zusammenzuwirken. Gerade in Krisenzeiten – ob Pandemie, Klimakrise oder Strukturwandel – zeigt sich, wie wichtig funktionierende lokale Netzwerke sind.

Die Verwaltung für Ländliche Entwicklung bietet hier stabile Brücken: Sie fördert Kooperationen, vernetzt Akteure und begleitet Prozesse. Denn Landentwicklung ist keine Einbahnstraße staatlicher Förderung, sondern ein partnerschaftliches Gestalten. Die Kirche ist dabei ein wichtiger Partner – nicht nur als moralische Stimme, sondern als institutionelle Kraft mit tiefen Wurzeln im Gemeinwesen.

HOFFNUNG AUS VERANTWORTUNG

Die Sehnsucht nach dem Land ist real. Doch der ländliche Raum darf nicht nur Projektionsfläche sein für romantische Träume oder städtische Aussteigerfantasien. Er ist Lebensraum – mit allen Spannungen, Widersprüchen und Gestaltungsmöglichkeiten.

Wenn Kirche und Staat, Ehrenamt und Bürgerschaft, Kommune und Wirtschaft gemeinsam Verantwortung übernehmen, kann der ländliche Raum zu einem echten Zukunftsort werden. Nicht durch Rückzug in Traditionen, sondern durch mutige Weiterentwicklung. Der „Sehnsuchtsort Land" bleibt dann kein Mythos, sondern wird zu einer gelebten Lebensform – getragen von Menschen, die an ihr Dorf glauben, an Gemeinschaft und an eine Kirche, die sich dieser Aufgabe stellt.

Das Spannungsfeld zwischen Kommunen und Kirche

Wo Förderung und Nähe entscheiden

Rathaus und Kirchtürme in Würzburg: Kommunalpolitik und Kirche prägen gemeinsam das Gesicht der Stadt. Herausforderungen wir demografischer Wandel, Zunahme von Alleinstehenden etc. bewältigen weder Kirche noch Staat allein.

FOTO: KAVALENKAVA / ADOBE STOCK

Kirchen und Kommunen tragen gemeinsam Verantwortung für das Gemeinwohl vor Ort – zwischen klaren Zuständigkeiten, knappen Ressourcen und dem Anspruch, Menschen in unterschiedlichen Lebenslagen verlässlich zu begleiten.

Von Alexander Kolbow

Ehrenamtlicher Stadtrat in Würzburg, SPD-Fraktionsvorsitzender

Kirchen und kirchliche Organisationen übernehmen wesentliche gesellschaftliche Aufgaben: in der Kranken- und Altenpflege, in der Kinderbetreuung, im Jugend- und Familienbereich, in der Wohnungslosenhilfe und der Hilfe für Menschen in besonderen Lebenslagen. Diese Leistungen würden ohne das Engagement und die Infrastruktur von Caritas, Diakonie und ähnlichen Trägern nicht oder nicht in diesem Umfang möglich sein.

Gleichzeitig liegen viele Aufgaben gesetzlich in der Verantwortung der Kommunen: Kinderbetreuung, Jugendhilfe, soziale Infrastruktur, teilweise auch Integration oder Seniorenarbeit. Doch Kommunen haben finanzielle und personelle Begrenzungen. Hier kommt oft die Kirche ins Spiel. Dieses Nebeneinander und Miteinander erzeugt Chancen – aber auch Spannungen: Wer übernimmt was, wer finanziert was, welches Profil darf kirchliche Arbeit bewahren und wie kann Kooperation gelingen?

DAS PRINZIP DER SUBSIDIARITÄT

Ein Schlüssel, um das Verhältnis von Kirche und Kommune in gerechter Weise zu gestalten, ist das Subsidiaritätsprinzip. Es stammt aus der christlichen Soziallehre und hat eine wichtige Bedeutung für das politische Handeln. Subsidiarität bedeutet: Was Menschen selbst oder in unmittelbarer Gemeinschaft leisten können, soll nicht durch höhere Instanzen ersetzt werden; staatliches beziehungsweise kommunales Handeln wird dort relevant, wo es notwendig ist, um das Gemeinwohl sicherzustellen und wo die individuellen Fähigkeiten und Ressourcen nicht ausreichen.

Für Kirche und Kommune heißt das:

- Die Kirche hat einen legitimen Anspruch, in ihren eigenen Bereichen Verantwortung zu übernehmen – etwa in Seelsorge, in religiösem Leben, im kirchlichen Bildungs- und Sozialauftrag – und soll darin möglichst freie Gestaltung bewahren.
- Die Kommune hat die Verantwortung, für das gesamte Gemeinwohl zu sorgen, d. h. dafür zu sorgen, dass Grundbedürfnisse gedeckt sind – etwa Kindergartenplätze, Sozialhilfe, Jugendarbeit –, auch wenn sie dafür mit kirchlichen oder freien Trägern zusammenarbeitet.

- Kooperationen sind dann besonders gefragt, wenn beide Seiten Kompetenzen und Ressourcen einbringen: Kirche mit ihren Netzwerken, ihren christlichen Werten und großer Erfahrung in Fürsorge, Bildung, Beratung; Kommune mit der Gesetzgebung, Finanzierung, Flächendeckung und Gemeinwohlverpflichtung.

CARITAS UND KINDERTAGESSTÄTTEN

Ein zentrales Beispiel für die gemeinsame Verantwortung ist die Arbeit der Caritas bei Kindergärten. Im Bistum Würzburg gibt es etwa 500 katholische Kindertageseinrichtungen – Kindergärten, Horte, Kinderkrippen –, die circa 61 Prozent aller Kindertagesstätten in Unterfranken stellen. Etwa 5 000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter betreuen circa 28 000 Kinder.

Die Kommune stellt in vielen Fällen die Rahmenbedingungen: Platzbedarfe, Förderung nach dem Bayerischen Kinderbildungs- und -betreuungsgesetz (BayKiBiG), bauliche Vorschriften, Personalschlüssel etc. Die Kirche stellt das pädagogische Profil und die Trägerschaft sicher – und übernimmt darüber hinaus oft zusätzliche Aufgaben. In diesem Zusammenspiel entstehen immer wieder Spannungen:

- Finanzierung: Wer trägt welche Kosten? Wer hat die Baulast für Gebäude? Die öffentliche Hand zahlt Zuschüsse; kirchliche Träger tragen Eigenanteile, über Spenden, Kirchensteuern, Rücklagen.
- Personal: Anforderungen wie Qualifikationen, Tarifverträge, Glaubensprofil können unterschiedlich gewichtet sein.
- Aufgabenübertragung: Wenn Kommunen Anforderungen stellen (etwa in Qualität, Inklusion, Sprachförderung), darf kirchliche Trägerschaft nicht ihre Freiheit zur eigenen Profilbildung verlieren.

SPANNUNGSFELDER UND HERAUSFORDERUNGEN

Trotz der vielen positiven Beispiele gibt es auch erhebliche Herausforderungen im Zusammenspiel von Kommunen und Kirche:

- Finanzierungslücken und Bürokratie: Staatliche Fördergelder sind oft beschränkt, zeitlich befristet, mit vielen Bedingungen verbunden. Kirchliche Träger haben daher oft Schwierigkeiten, langfristig zu planen.
- Ressourcenknappheit: Fachpersonal, geeignete Räumlichkeiten, finanzielle Mittel sind begrenzt. Ehrenamtliche tragen vieles, aber sie müssen begleitet, qualifiziert und entlastet werden.
- Rechtliche Pflichten vs. Freiräume: Kommunen setzen Gesetze um – etwa zu Inklusion, Datenschutz, Brandschutz, Arbeitsschutz etc. – diese Regelungen gelten auch für kirchliche Einrichtungen. Es bedarf daher sorgfältiger Abstimmung, damit kirchliche Träger die rechtlichen Pflichten erfüllen, ohne überbordende Belastung und ohne dass sie auf ihre pastoralen und ethischen Kernaufgaben verzichten müssen.

HANDLUNGSMÖGLICHKEITEN UND EMPFEHLUNGEN

Für Ehrenamtliche und Hauptberufliche in unseren Pfarrgemeinden möchte ich einige Impulse geben, wie wir dazu beitragen können, dass Kirche und Kommune in einer guten Partnerschaft arbeiten:

1. Frühzeitiger Dialog mit der Kommune suchen

Schon bei Planung neuer Angebote, bei Umnutzungen von kirchlichen Gebäuden oder bei der Erweiterung bestehender Einrichtungen lohnt es sich, früh das Gespräch zu suchen: mit dem Rathaus, dem Jugendamt, dem Sozialamt. So können Fördermöglichkeiten erkannt und Ausgleichsmechanismen abgestimmt werden.

2. Über Profil reden: Kirche darf Kirche sein

Es ist wichtig, dass kirchliche Einrichtungen ihr christliches Profil benennen, mit Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern sowie Ehrenamtlichen, aber auch gegenüber Behörden. Transparenz über Leitlinien (etwa im Kindergarten) hilft, das Profil zu wahren und gleichzeitig verlässlich als Partner wahrgenommen zu werden.

3. Nachhaltige Finanzierung sichern

Förderung darf nicht ausschließlich projektbezogen sein. Kirche und Kommune sollten zusammen Strategien entwickeln, wie Angebote dauerhaft finanziert werden können – etwa durch öffentliche Zuschüsse, kirchliche Mittel, Spenden und ehrenamtliche Beiträge.

4. Politische Teilhabe wahrnehmen

Als Stadtrat und Bürger erlebe ich, dass es auf kommunaler Ebene entscheidend ist, dass Kirche in Gremien präsent ist, dass kirchliche Vertreterinnen und Vertreter mit ihren Bedarfen und Leistungen sichtbar sind – nicht nur bei der Finanzierung, sondern auch in Planungen von Stadtentwicklung, Sozialplanung, Stadtteilkonzepten etc.

KO-SCHAFFENDE FÜR DAS GEMEINWOHL

Ich bin überzeugt, dass Kirche und Kommune nicht gegeneinander stehen, sondern gemeinsam das Gemeinwohl gestalten müssen. Die Herausforderungen, wie demografischer Wandel, Zunahme von Alleinstehenden, Integration, Vereinsamung im Alter, Pflegebedarf, Armutsrisiken bei Kindern, all das sind Themen, die alleine weder Staat noch Kirche bewältigen können.

Wenn das Subsidiaritätsprinzip gelebt wird, ermöglicht es der Kirche, dort aktiv zu sein, wo Nähe entscheidend ist – in den Quartieren, in den Familien, in persönlichen Bezügen – und der Kommune, dafür zu sorgen, dass Menschen nicht durchs Raster fallen, dass Rahmenbedingungen stimmen, Förderung gegeben wird, und Infrastruktur vorhanden ist.

Landvolkshochschulen und Landverbände

Herzlich, mutig und kritisch

Die (Katholischen) Landvolkshochschulen (LVHS) – wie das Bildungshaus LVHS Niederalteich – sind mehr als nur Tagungs- oder Beherbergungseinrichtungen. Sie sollen nicht nur Unterkunft bieten, sondern einen Raum für Bildung und Begegnung schaffen.

Landvolkshochschule Niederalteich – ein Ort der Bildung und Begegnung in der ländlichen Landpastoral.

FOTO: LVHS NIEDERALTEICH

Von Barbara J. Th. Schmidt

Leiterin Bildungshaus Landvolkshochschule Niederalteich

Die Bildungszentren im ländlichen Raum haben eine wichtige Aufgabe – eine Mission. Sie sind Schätze und Juwelen in der kirchlichen Landschaft, gerade in Zeiten der Veränderung. Das verbindet sie mit den Landverbänden Katholische Landvolkbewegung (KLB) und Katholische Landjugendbewegung (KLJB). Alle drei sind ähnlich alt – circa 75 Jahre. Alle drei sind eine Antwort auf die gesellschaftlichen Herausforderungen nach dem Zweiten Weltkrieg und dem Dritten Reich. Alle drei sind sie christlich motivierte Aufbruchs- und Bildungsbewegungen auf die Zukunft hin. Männer und Frauen, die etwas verändern wollen, die gemeinsam anpacken – nicht ideologisch gleichförmig, sondern im guten Sinne streitbar und vielfältig: herzlich, mutig, kritisch wie es der Niederalteicher Kreis benennt. Sie folgen einem Bildungsauftrag und gestalten aktiv Landpastoral im Sinne einer menschenfreundlichen, lebensfrohen Mitgestaltung von Kirche, Politik und Gesellschaft aus einem starken Bewusstsein für Gerechtigkeit und Frieden.

Die Katholischen Landvolkshochschulen – neben der LVHS Niederalteich gibt es in Bayern noch die KLVHS Wies, das Lernwerk Volkersberg und die KLVHS Petersberg – sind Orte des Dialogs, der Begegnung, des Krafttankens und der Inspiration. Sie sollen in ihre Regionen mit ihrer Persönlichkeitsbildung und Bildung für Schöpfungsverantwortung ausstrahlen, bewegen, ermutigen. Damit sind sie prädestiniert, die aktuellen Transformationen und Veränderungsprozesse zu begleiten, mitzugestalten und zu ermöglichen.

ALLES IST MITEINANDER VERBUNDEN

Bildung im christlichen und humanistischen Sinne, inspiriert von den vom dänischen Pastor Grundtvig geprägten Heimvolkschulen, ist nicht funktional, sondern umfasst mehr als nur Wissensvermittlung oder Kompetenzförderung. Bildung meint den ganzen Menschen – dem Leben Richtung geben – wie es in Niederalteich heißt: Bildung, Begegnung, Bewusstsein. Da gehören Spiritualität, Kreativität und Reflexion, da gehören Zuhören und Dialog, Solidarität, Miteinander- und Voneinander-Lernen wesentlich dazu. Das bedeutet da sein, ansprechbar sein, hinterfragen und sich konstruktiv-kritisch, aktiv mitgestaltend einbringen.

Im Verständnis der LVHS Niederalteich bedeutet Bildung, zu verinnerlichen und erfahrbar zu machen, was die Enzyklika *Laudato sì* unter „alles ist miteinander verbunden“ beschreibt. Das ist das Ziel. Dem dient die Hauswirtschaft, dem dienen die Verwaltung und die Finanzen, dem dienen Leitung und Bildungsbereich.

Dem dienen ebenso die vielfältigen Netzwerke und Foren, die in Niederalteich etwa als Netzwerk „Kirche auf dem Land“ landpastorale Fragen diskutieren oder das Ökosoziale Forum, das sich der Gerechtigkeit stellt.

Alle im Haus wirken daran mit. Das bedeutet als Haus Orientierung am Gemeinwohl: damit Wirtschaft nicht tötet, sondern ersetzt wird in eine Wirtschaft, ein Wirtschaften, das dem Leben dient. Haushalten im besten Sinn des Wortes: Wir – im Sinne aller Bewohnerinnen und Bewohner des gemeinsamen Hauses Erde – müssen davon leben und fair bezahlen und bezahlt werden können, nicht ausbeuten: weder die Armen, an den Rand gedrängten, noch die in Schöpfungswehen schreiende Erde. In Zeiten knapper werdender Zuschüsse, steigender Tarife und Kosten bleiben dies große ökonomische Herausforderungen, aber auch lehramtlicher Auftrag.

SORGE UM DAS GEMEINSAME HAUS

Hauswirtschaft beschreibt möglicherweise das, was mit dem Untertitel der Enzyklika *Sorge um das gemeinsame Haus* mitschwingt: Es geht um die fröhliche Genügsamkeit, einen einfachen Lebensstil, der in Dankbarkeit und Staunen über die Vielfalt und Schönheit der Schöpfung wurzelt und nur das verbraucht, was wirklich gebraucht wird.

Auf dem Land ist das besonders lebensnah erfahrbar: Säen, Wachsen, ernten – seinen Teil beitragen, aber dennoch beschenkt werden, es nicht in der Hand haben. Dieser Kreislauf des bäuerlichen Kalenders ist schon lange nur noch am Rand Rhythmus für unser Leben. Städterinnen und Landmenschen sind schon lange dabei, sich davon zu entfremden. Ebenso droht angesichts technischer Machbarkeiten in Vergessenheit zu geraten, dass wir unser Dasein nicht uns selbst, sondern anderen verdanken.

Das Mittagessen während des Seminars dient nicht nur der Sättigung, sondern vollendet und rundet das Seminar ab: Es unterbricht und würdigt die geleistete Arbeit und verbrachte Zeit. Es bietet Raum, das Gelernte und Erfahrene zu verdauen und die geknüpften Verbindungen zu vertiefen. Zugleich erdet es, verbindet es Kopf, Herz und Hand. Wir brauchen Beständigkeit, Rhythmus, Ruhe und Vollendung im Feiern und Innehalten und Freuen über das Erreichte.

Haus-Wirtschaft, da steckt „Haus“ drin: Heimat, Herberge, ein Dach über dem Kopf und Hausgemeinschaft: Leben und lernen unter einem Dach. Das ist das Motto der Bildungszentren im ländlichen Raum. Das trifft in Stadt und Land nur mehr die Lebensrealität weniger Menschen. Da fungiert eine LVHS als heilsamer Andersort.

BEZUGSORTE, BEGEGNUNGSRÄUME, GEMEINSCHAFTEN

Auf dem Land ist Bildung besonders wichtig. Nach dem Zweiten Weltkrieg erkannten die Kirchen und die Bauernverbände diese Notwendigkeit und gründeten gemeinsam (Katholische) Landvolkshochschulen und (Katholische) Landverbände, um der Ideologie des Dritten Reichs durch Bildung und eine menschenfreundliche Gemeinschaft zu begegnen. Wir Menschen leben von Begegnungen, in einem und von einem Netz an Beziehungen und wir lernen dabei. Als soziale Wesen vielleicht noch mehr als über KI, Videos etc. Was mit Emotionen und Begegnungen verknüpft ist, bleibt uns besser zugänglich an Wissen, an Können, und Erfahrungswissen können keine Videos ersetzen.

Der Start mit einem gemeinsamen Essen lädt ein, den Alltag und Leistungsdruck abzulegen, umsorgt werden, beschenkt mit den liebevoll zubereiteten Köstlichkeiten der Erde, dankbar sein, sich an einen gedeckten Tisch setzen dürfen, vorab freundlich empfangen werden, willkommen sein.

Der Mensch ist ein Individuum – einzigartig und besonders. Sowohl als Gast als auch als Mitarbeiter. Er und sie dürfen sich als selbstwirksam, als gesehen und sehenswert erfahren, dass ihnen zugehört wird und sich andere für sie interessieren, dass sie etwas zu sagen haben und andere etwas zu sagen haben, dass Meinungen verschieden sein können und müssen, weil Menschen verschieden und unterschiedlich sind, dass es trotzdem wichtig ist, um Wahrheit, gemeinsame Grundlagen, Werte zu ringen und sich auf Gemeinsames zu verständigen und Trennendes auszuhalten: Das ist Leben und Lebendigkeit.

POTENZIAL FÜR PASTORALE RÄUME

Landvolkshochschule – das ist nicht so sehr das Haus, sondern es sind die Menschen, die dort arbeiten und zu Gast sind und die Gemeinschaft darüber hinaus. Denn es geht nicht nur um einen Aufenthalt, die Förderfähigkeit eines Seminars, sondern darum, dass etwas vom Niederalteicher Geist über den Aufenthalt hinauswirkt und ausstrahlt und die Welt im Sinne des Evangeliums verändert.

Die Landverbände mit den Landvolkshochschulen bergen einen Schatz an Erfahrung und Mobilisierung für die bereits in vollem Gang befindlichen Umstrukturierungsprozesse. Sie können das fehlende Gemeinschaftsgefühl in immer größer werdenden pastoralen Räumen auffangen. Die Landvolkshochschulen wie Niederalteich, Lernwerk Volkersberg, Petersberg und Wies sind wichtige pastorale Orte. Die LVHS in Niederalteich im Besonderen versteht sich als Kraftort und Ideenschmiede, Dialogort und Begegnungsraum, um sich ab und an herauszuziehen aus dem Funktionsmodus, innezuhalten, aufzutanken und neu aussenden zu lassen, um sich mit neuer Kraft, frischem Mut und Ideen konstruktiv in die Transformationsprozesse in Kirche, Gesellschaft und Politik einbringen zu können. Mögen die Bistümer den Wert der Landvolkshochschulen als Orte und als personale Angebote im Pastoralen Raum erkennen und weiter bezuschussen, um in die Zukunft von Kirche zu investieren und gemeinsam daran zu bauen.

Dem Leben Richtung geben

Bildungshaus Landvolkshochschule Niederalteich

GRAFIK: LVHS NIEDERALTEICH

Vorzeigeprojekt ländlicher Entwicklung

Ein Ort der Begegnung und Gemeinschaft

Im Herzen des Bayerischen Waldes, in der Gemeinde Prackenbach (Landkreis Regen), ist ein besonderer Ort entstanden: Dort, wo einst ein baufälliges, marodes Wirtshaus stand, finden heute Menschen aller Generationen Raum zum Treffen, Feiern und Miteinander.

Von Hans-Peter Schmucker

Leiter des Amtes für Ländliche Entwicklung (ALE) Niederbayern

Das neue Bürgerhaus mit integriertem Pfarrheim ist weit mehr als nur ein Gebäude – es ist ein lebendiges Zentrum, das das soziale und kirchliche Leben der Gemeinde auf vorbildliche Weise verbindet und beispielhaft zeigt, wie sich das Amt für Ländliche Entwicklung (ALE) Niederbayern dafür einsetzt, den ländlichen Raum für künftige Herausforderungen zu wappnen.

Bürgermeister Andreas Eckl erinnert sich noch genau an das Jahr 2019, als die Gemeinde einen wegweisenden Entschluss fasste: Sie wollte das damals leerstehende Wirtshaus, dessen Teile bis ins Jahr 1920 zurückreichen, neu gestalten. „Modrig, dunkel, sanierungsbedürftig“ beschreibt Eckl den damaligen Zustand des kircheneigenen Gebäudes. Die Kirche nutzte es zwar weiterhin als Pfarrheim, eine umfassende Sanierung war jedoch aus finanziellen Gründen nicht möglich. „Früher oder später wäre das Gebäude wohl zum Schandfleck geworden“, vermutet Eckl. Ein echter Glücksfall war damals die neu eingeführte Initiative „Innen statt Außen“ der Verwaltung für Ländliche Entwicklung in Bayern: Mit einer großzügigen Förderung von 1,5 Millionen Euro konnte der Umbau zum Dorfgemeinschaftshaus realisiert werden – eine Summe, die die Gemeinde niemals hätte alleine stemmen können. Dabei war es eine wichtige Voraussetzung, das historische Gebäude behutsam zu erhalten und zu sanieren.

ZUWACHS AN JUNGEN MENSCHEN

Dass ein solches Dorfgemeinschaftshaus – neben Faktoren wie bezahlbarem Wohnraum und Arbeitsplätzen in der Nähe – dazu beitragen kann, junge Menschen zum Bleiben in Prackenbach zu bewegen, ist Bürgermeister Eckl sicher. Die Gemeinde verzeichnet sogar einen jährlichen Einwohnerzuwachs.

„Attraktive Kommunen brauchen eine vitale Ortsmitte, in der das soziale und gesellschaftliche Leben pulsiert. Gebäude, die identitätsstiftend sind, tragen wesentlich zu einer hohen Lebensqualität im Dorf bei“, ist man am ALE Niederbayern überzeugt.

Auch Pfarrer Werner Konrad, zuständig für die Pfarrgemeinde, bezeichnet das Projekt als „Musterbeispiel für gelungene Zusammenarbeit von Kirche und Kommune“ und hebt zugleich die überregionale Bedeutung hervor: „Dieses Bürgerhaus mit Pfarrheim hat Modellcharakter für andere Pfarreien. Künftig wird es nicht mehr in jeder kleinen Gemeinde ein eigenes Pfarrheim geben – das lohnt sich finanziell und organisatorisch oft nicht mehr. Deshalb ist es wichtig, sich mit der Kommune zusammenzuschließen, Synergien zu nutzen und gemeinsam Orte zu schaffen, die kirchliches und kommunales Leben verbinden.“ So steht das Bürgerhaus mit integriertem Pfarrheim in Prackenbach für ländliche Entwicklung, die auf Gemeinschaft, Tradition und zukunftsweisender Zusammenarbeit zwischen Kirche und Gemeinde basiert. Ein Vorzeigeprojekt, das Mut macht und zeigt: Wo Menschen zusammenhalten, entsteht ein Zuhause für alle.

FOTO: DAVID SCHRECK

Das neue Bürgerhaus mit Pfarrheim in Prackenbach: Gemeinschaft, Tradition, Zusammenarbeit zwischen Kirche und Gemeinde. Es entstand ein Zuhause für alle, da nicht mehr jede Gemeinde ein Pfarrheim hat.

FOTO: PREUSS

Im Juli 2025 feierte die Feuerwehr Oberdiendorf aus dem Stadtgebiet Hauzenberg (Diözese Passau) mit 32 benachbarten Feuerwehren sowie mit dutzenden Vereinen und Ehrengästen das 130-jährige Bestehen. Pfarrer i.R. Michael Hüttner beschrieb in der Predigt im Zelt die großen Werte der Feuerwehren, vor allem Hilfsbereitschaft und Zusammenhalt.

Da hingehen, wo die Menschen sind

In Bayern gehören sie nach wie vor dazu bei großen Feiern im Dorf, bei Jubiläen von Feuerwehren und Vereinen: die Festgottesdienste. Diese finden oft unter freiem Himmel statt, oder in Bierzelten, mit Fahnenparade und festlichen Gewändern. Gottesdienste in einem vollen Zelt – was für eine Chance für die Kirche!

Von Martin Riedlaicher

Redaktionsmitglied

Den Begriff „Bierzeltgottesdienst“ als solchen gibt es nicht. Die Fachleute sprechen lieber von „Event-Gottesdiensten“. Für Theologen sind Gottesdienste an „unkirchlichen Orten“ ein spannendes Feld. Hier erreicht man viele, die längst nicht mehr in die Kirche gehen. Der „Bierzeltgottesdienst“ bietet also große Chancen für die Verkündigung.

Einige theologische Aspekte dazu: Der „Zeltgottesdienst“ verkörpert einen zentralen Gedanken: Gott ist nicht nur in heiligen Räumen gegenwärtig, sondern in der ganzen Welt. Das Bierzelt ist ein Ort des weltlichen Lebens, der Gemeinschaft, des Feierns. Aber hier kann das Zelt zum Ort der Gottesbegegnung werden. Es ist ein niederschwelliges Angebot. Die entspannte Atmosphäre kann den „Weg in die Kirche“ erleichtern.

Viele fordern schon lange: Die Kirche muss ihre Mauern verlassen und dahin gehen, wo die Menschen sind, statt zu erwarten, dass sie zur Kirche kommen. Das entspricht dem missionarischen Auftrag, das Evangelium zu den Menschen zu bringen und es in ihre Lebenswirklichkeit zu stellen. Ähnlich versuchen es Kirchenvertreterinnen und Kirchenvertreter mit mobilen „Pop-up-Gottesdiensten“ in Fußgängerzonen.

Nun hat man die Menschen schon mal im Festzelt. Jetzt braucht es die richtige Ansprache. Gemäß einiger Seelsorger gilt es bei der Predigt, den besonderen Raum zu respektieren. Im Bierzelt redet man anders als in der Kirche. Was immer hilft: Humor öffnet die Herzen. Man kann auf die Atmosphäre eingehen. Beispiel: „Heute riecht es nicht nach Weihrauch, sondern nach Bratwurst und Bier – aber Gott findet auch hier seinen Platz.“

EINE BOTSCHAFT STATT ERHOBENER ZEIGEFINGER

Der Zeltgottesdienst hat besondere Regeln: Es ist laut, die Aufmerksamkeitsspanne ist kürzer. Die Predigt darf maximal acht bis zehn Minuten dauern. Man muss in kurzen Sätzen und einfacher Sprache klare Gedanken formulieren. Also: Lieber eine starke zentrale Botschaft als viele theologische Details.

Es braucht besonders den Bezug zu den Menschen. Bierzelte stehen für Gemeinschaft, Freude und Feiern. Das muss man aufgreifen. Das lässt sich wunderbar mit biblischen Themen verbinden: Glaube und Liebe gehen „durch den Magen“. Darauf kann man verweisen: Essen, Trinken, Genießen und das „Zusammensitzen“ sind in der Bibel tief verwurzelt. Jesus hat bei Hochzeiten mitgefeiert, ist gerne eingekehrt. Er hat gerne Mahl gehalten, nicht nur mit den „Heiligen“ im Ort, sondern mit Zöllnern und Sündern. Was noch gilt: Zeltgottesdienste feiern die Motive Dankbarkeit und Lebensfreude.

Immer wichtig: Die Menschen, die Musik, die Blaskapelle, der Chor oder der Trachtenverein sollten in die Predigt eingebunden werden. Da darf auch ein kurzer, humorvoller Dialog entstehen.

Es verbietet sich im Zelt ein erhobener Zeigefinger. Die Botschaft muss sein: Gott liebt das Leben. Glauben heißt, dieses Leben bewusst und dankbar zu gestalten. Und: Glauben und Genuss gehören zu Bayern. Dafür steht der Gottesdienst im Bierzelt: Er verbindet den Glauben mit Speis und Trank, mit Musik und Geselligkeit. Glaube ist ein höchst sinnliches Geschehen.

Da passen abschließend die Verse aus Kohelet: „Und ich pries die Freude, weil es unter der Sonne nichts Besseres für den Menschen gibt, als zu trinken, zu essen und sich zu freuen.“

Cityseelsorge neu denken

Labor auf Augenhöhe

***Seelsorge* und *Pastoral* sind über lange Zeit geprägte Begriffe. Sie entstammen einem Bild von Kirche, das stark von Versorgung her bestimmt ist — klassische Territorialseelsorge ebenso wie bisherige Kategorialseelsorge.**

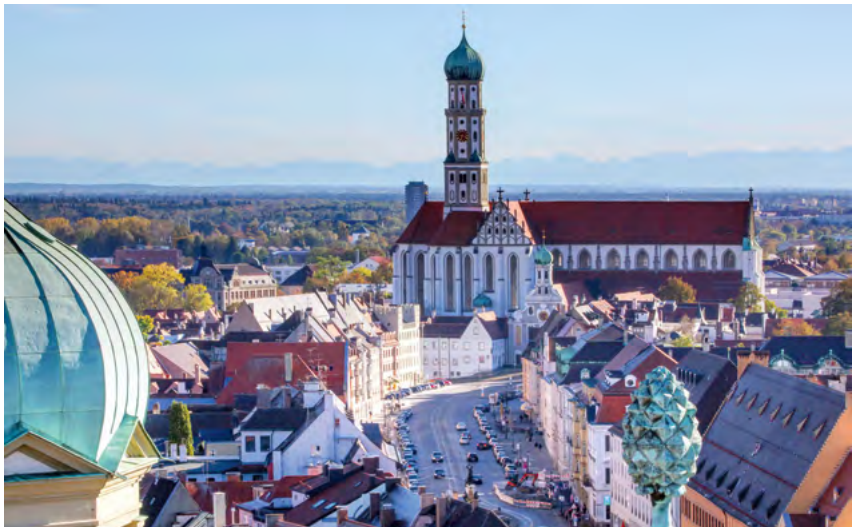

FOTO: MACROSSPHOTO / ADOBE STOCK

Die Prägung eines Stadtbildes wie hier in Augsburg durch hohe Kirchen bildet schon lange nicht mehr die gesellschaftliche Relevanz ab. Cityseelsorge versteht sich als Ermöglicher von Begegnungsräumen und Beziehungen.

Von Helmut Haug

Leitung der Cityseelsorge, Stadtdekan der Moritzkirche Augsburg

Priester, Diakone und hauptberufliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter waren in der klassischen Territorialseelsorge vor allem dazu da, Angebote zu entwickeln und umzusetzen — zwar mit Ehrenamtlichen, letztlich aber in Eigenverantwortung. Die Angebotsstruktur zeigt immer weniger Erfolg. Deshalb scheint es unabdingbar, Seelsorge und Pastoral weiter zu denken; unter Umständen braucht es neue Begriffe. Ähnlich wandeln sich die Bezeichnungen „Hauptberufliche“ und „Ehrenamtliche“. Auch ohne neue Terminologie versteht sich Cityseelsorge selbstkritisch als „Laboratorium“ dieser Herausforderung.

HALTUNGEN STATT ANGEBOTE

Kirchen prägen mit ihren Bauten die Stadttopographie; zugleich nimmt die gesellschaftliche Relevanz ab. Die Zeiten sind vorbei, in denen Kirchen als Institutionen unhinterfragt ihren Platz innehatten. Kirche sollte sich nicht in Wagenburgmentalität verschließen — Orte der Bestärkung bleiben wichtig. Die Überlieferungen des Ersten und Zweiten Testaments sowie die Haltung Jesu zeigen, dass Krisenzeiten Chancen für Neuaufbrüche und Läuterung sind. Verlust eröffnet Freiheitsräume, in denen das Gottgeheimnis neu erfahrbar wird. Einer pauschalen Verurteilung des Zeitgeistes widerspricht der Inkarnationsgedanke: Der Heilige Geist wirkt in der Welt. Aufgabe der Kirche ist es, seine Spuren zu entdecken und — wo angebracht — in Worte zu fassen. Überall, wohin kirchlich Engagierte kommen, ist Jesus bereits da. Ihre Aufgabe ist es, Gelegenheiten zu schaffen und Räume anzubieten, an denen in der Begegnung Resonanzen für das Unverfügbare entstehen können und — wie im Evangelium — Staunen möglich wird. Seelsorge vor Ort tritt daher nicht mit der Haltung auf, etwas bringen zu müssen. Die Haltung wird bescheidener. Kirche ist nicht Verwalterin der göttlichen Geheimnisse, sondern Ermöglicherin von Begegnung, Stifterin von Beziehungen und Helferin, Menschen in ihrer Freiheit zu bestärken. Dass sich diese Seelsorge nicht ohne Weiteres in Zahlen messen lässt und nicht automatisch zu mehr Gottesdienstbesucherinnen und -besuchern führt, versteht sich.

WAS DAS KONKRET HEISST

- Kirche soll als Gesprächspartnerin auf Augenhöhe erfahrbar sein — Dialogbereitschaft und offene Kommunikation zeigen das.
- Cityseelsorge sucht den Kontakt zu möglichst unterschiedlichen Gruppierungen und Organisationen in der Stadt, um gemeinsame Ziele zu entwickeln.
- Ökumene und interreligiöser Dialog sind keine „Aufgaben unter vielen“, sondern Grundhaltung aller Engagierten in der Seelsorge.
- Christinnen und Christen aller Kirchen geben zusammen mit Angehörigen anderer Religionen und allen Menschen guten Willens Zeugnis für Hoffnung und Zuversicht.
- Christliches Handeln setzt Zeichen gegen jede Form von Ausgrenzung und Diskriminierung — innerhalb wie außerhalb kirchlicher Strukturen.
- In Zeiten wachsender Armut steht Kirche an der Seite derer, die aus unterschiedlichen Gründen keinen Zugang zum gesellschaftlichen Leben haben.
- Innerkirchlich gilt es, Strukturen der Synodalität weiterzuentwickeln. Kirche der Zukunft wird mehr Möglichkeiten der Mit- und Selbstbestimmung schaffen.

Kirche — in Stadt wie Land — lebt von Menschen vor Ort, die überzeugt sind und überzeugend leben, damit Vertrauen immer neu wachsen kann.

FOTO: PRIVAT

Krise der Seelsorge

Elfriede Schießleder

Von Elfriede Schießleder

Mitglied des Präsidiums im Landeskomitee von 2009 bis 2025

In der Geschichte „Von der Stadtmaus und der Landmaus“ kannte die alte Schulfibel alle Stereotypen dieser Lebensbereiche. Heute werden solche Muster nur noch begrenzt erlebt; Menschen sind mobiler, flexibler und globaler geworden. Noch halbwegs „wissende“ Kirchengemeinden lösen sich in Stadt und Land zunehmend auf. Ebenso die Besucherinnen und Besucher der Sonntagsmessen und die Anfragen nach Sakramenten. Allerheiligen und Weihnachten bedeuten vielerorts kein „volles Haus“ mehr.

Manche Bischöfe diagnostizieren betriebswirtschaftlich, es gebe keinen Mangel an Priestern, sondern an Gläubigen — auf dem Land ebenso wie in der Stadt. War die Stadt Bild für Mobilität, Freiheit und Ort der 1 000 Lebensmöglichkeiten, genügen heute vielleicht zwei oder drei, die ein Kreis um Jesus bekanntlich braucht — samt einem Priester in erreichbarer Nähe.

Die Situation auf dem Land ist angespannt: Mein eigener Pfarreienverband umfasst in einem Radius von etwa 25 km fünf altehrwürdige Pfarreien mit drei zugehörigen Filialkirchen und zahlreichen Kapellen, betreut von zwei Priestern aus Indien. Hochzeiten, Taufen, Krankensalbungen folgen einem Aktionsplan, der im Wochen- und Monatstakt alle Pfarreien abzudecken versucht. Die Pfarrer früherer Generationen kannten die Familien; heute erleben viele medienaffine Priester, die in Film und Fernsehen mit kurzen, spektakulären Auftritten auffallen. Pastoral? Vielleicht ist sie in der Stadt leichter zu finden; dort kennen Priester die „indigene“ Kultur ihrer Gläubigen häufig besser.

Ist es die Chance der Krise, dass nun Ehrenamtliche seelsorglich begleiten dürfen — mit der nötigen Distanz und Verschwiegenheit wie früher Hauptamtliche? Als Theologin im pastoralen Dienst frage ich mich nach dem „Mehr“ eines mindestens zehnsemestrigen Studiums. In der allgemeinen Personalnot verschwimmt der Unterschied zwischen Stadt und Land, zwischen Hauptamt und Ehrenamt. Geblieben ist eine Verwaltung, deren Sprengel zeitgenössischen Menschen oft unbekannt sind. Und wer fündig wird, fragt sich: Wann ist das Pfarrbüro besetzt, um Taufzeugnis, Firmbestätigung oder einen Termin für ein Sakrament zu erbitten? Jeder Pfarrer ist Hausherr seiner Kirche. Für Sakramentalien einen „persönlich bekannten“ Priester anzufragen, zieht einen Rattenschwanz von Formalitäten nach sich — in Stadt und Land.

Dazu kommt die Anspruchshaltung der Anfragenden: eigene Liedauswahl, eigene Gottesdienstgestaltung. Missfällt dies dem Zelebranten, folgen schnell freie Trauung, Begräbnis ohne Priester oder Willkommensfeier statt Taufe. Schöne Feiern — gewiss. Aber muss die nüchterne Form unserer Sakramente „verramscht“ werden? Liegt es am Fehlen von Priestern — zölibatär, gebildet und kirchlich eingebunden —, fähig zu einem pastoralen Tun, das ohne Zeit, Empathie und Selbstreflexion nicht auskommt? Glaube kommt vom Hören. Was, wenn Gottes Wort nicht mehr erklingt und das Gebet der Gemeinde nicht mehr trägt? Was, wenn Unerreichbarkeit der Amtsträger und unübersichtliche Strukturen ein Zusammenkommen verhindern? Das ist kein Ausweis für eine Kirche, die am Leben der Menschen interessiert ist — oder hat man dieses Ziel längst aufgegeben?

Vollversammlung des Landeskomitees

Solidarität statt Abgrenzung

Plenum der Herbstvollversammlung des Landeskomitees der Katholiken in Bayern in Deggendorf: Delegierte beraten über Migration, Ehrenamt und die Zukunft der Kirche vor Ort.

Das Landeskomitee der Katholiken in Bayern schärft sein Profil: Vorsitzender Christian Gärtner warb im Rahmen der Herbstvollversammlung für Solidarität statt Abgrenzung, eine an Menschlichkeit orientierte Migrationspolitik und starke Ehrenämter. Mit der Franz-Eser-Medaille für Elfriede Schießleder rückte zugleich die Frauenförderung in Kirche und Gesellschaft in den Fokus.

Von Hannes Bräutigam

Redaktionsleiter

Im Rahmen ihrer Herbstvollversammlung 2025 in Deggendorf widmeten sich die Mitglieder des Landeskomitees der Katholiken in Bayern unter dem Titel „Menschlichkeit verbindet“ dem Thema „Integration im Licht des christlichen Menschenbildes“.

ROLLE POLITISCHER UND KIRCHLICHER EHRENÄMTER

Das Landeskomitee warnte vor der Tendenz, auf Unsicherheit und soziale Probleme mit Abgrenzung zu reagieren, und stellt gesellschaftliche Solidarität in den Mittelpunkt. Vorsitzender Christian Gärtner rief im Rahmen der Präsidiumsberichte dazu auf, „jeglichen politischen Akteuren, die Abgrenzung als vermeintliche Lösungsstrategie propagieren“, mit der Botschaft zu begegnen, „dass wir alle Teil einer Menschheitsfamilie sind“.

Mit Blick auf die Kommunalwahlen 2026 warb er darum, dass engagierte Katholikinnen und Katholiken kandidieren, zur Wahl gehen und sich für gut ausgestattete Kommunen einsetzen. Die zunehmende Gewalt gegen Kommunalpolitikerinnen und Kommunalpolitiker dürfe „nicht die Zukunft unseres politischen Diskurses sein“.

Zugleich betonte Christian Gärtner die zentrale Rolle des Ehrenamts: Die Zukunft der Kirche hänge wesentlich davon ab, „ob es gelingt, an möglichst vielen Orten eine kritische Masse von ehrenamtlich engagierten Frauen und Männern zu organisie-

ren, die bereit sind, der Kirche vor Ort ein Gesicht zu geben". Aus dem Leitgedanken der Solidarität leitete er die Forderung ab, „engstirniges Kathedralturmdenken" zu überwinden und überdiözesane Zusammenarbeit zu stärken – gerade im Blick auf Verwaltung und Finanzen.

Weitere Beiträge aus dem Präsidium vertieften diese Linie: Sie rückten soziale Notlagen wie Altersarmut und häusliche Gewalt in den Blick, kritisierten symbolische „Stadtbild"-Debatten ohne Blick auf Ursachen, forderten eine faktenbasierte Sozialpolitik und einen sensiblen Umgang mit Menschen jenseits traditioneller Geschlechtsidentitäten. Zugleich wurde betont, dass das Landeskomitee unterschiedliche Stimmen der engagierten Katholikinnen und Katholiken bündele und gegenüber Politik und Kirche einbrächte.

Inhaltlich beschloss die Vollversammlung unter anderem einen Antrag zur Wiedereinrichtung einer Arbeitsgruppe für kirchliche Pachtflächen sowie die Bitte an die Freisinger Bischofskonferenz, ein Synodenteam auf Landesebene einzusetzen, das die Umsetzung der Weltsynode in Bayern koordiniert und die Beiträge der Ortskirchen bündelt.

SPIEGELBILD CHRISTLICHER WERTE

Das Landeskomitee der Katholiken in Bayern forderte außerdem, Asyl- und Migrationspolitik konsequent an der Menschlichkeit auszurichten. In der Stellungnahme *Menschlichkeit verbindet: Integration im Licht einer christlichen Sicht auf den Menschen* kritisiert es populistische Debatten, in denen Geflüchtete, Migrantinnen und Migranten zu Unrecht für Krisen verantwortlich gemacht werden, und warnt vor einer Aushöhlung globaler Gerechtigkeit und Solidarität.

Im Text fordert das oberste bayerische Laiengremium ein Festhalten am Asylrecht nach Artikel 16a Grundgesetz sowie einen schnelleren Zugang zu Sprachkursen, Bildung und Arbeit und lehnt die Auslagerung von Asylverfahren außerhalb der EU ab. Rechtssicherheit für gut integrierte und arbeitende Migrantinnen und Migranten, die Anerkennung ausländischer Abschlüsse und das Einhalten von Aufnahmezusagen – etwa für Unterstützungskräfte aus Afghanistan – gelten demnach als Schlüssel gelingender Einwanderungspolitik. Zugewanderte Menschen sollen „als wirtschaftliche Ressource verstanden und gemäß ihren Qualifikationen eingesetzt und gefördert werden".

Um dies zu ermöglichen, müssten Strukturen vor Ort gestärkt werden: Verwaltung und Bildung ebenso wie die ehrenamtliche Flüchtlingshilfe, insbesondere in christlichen Verbänden. Katholische Einrichtungen und Organisationen – vor allem die Caritas mit ihren Migrationsberatungsstellen, Sprachkursen und Arbeitsmarktprojekten – leisteten hier seit Jahren wichtige Arbeit. Behörden sollten integrationsfreundlicher, diversitätssensibler und mit weniger Hürden gestaltet werden.

Begründet wird das Positionspapier mit dem christlichen Menschenbild und der biblischen Tradition, mit Verweisen auf Papst Franziskus, der in der Enzyklika *Fratelli tutti* eine global koordinierte Migrationspolitik fordert, sowie auf die Leitsätze der Deutschen Bischofskonferenz zum Engagement für Flüchtlinge. Eine verantwortungsbewusste Ethik, so das Landeskomitee, müsse Maßstab für Migrationsarbeit sein – auch im Blick auf die Stabilität der Demokratie.

VERLEIHUNG DER FRANZ-ESER-MEDAILLE

FOTOS: LANDESKOMITEE

Verleihung der Franz-Eser-Medaille an Dr. Elfriede Schießleder für ihren herausragenden Einsatz im Laienapostolat, (von links): Christian Gärtner (Vorsitzender des Landeskomitees), Dr. Elfriede Schießleder, Emilia Müller (Laudatorin) und Regensburgs Diözesanbischof Dr. Rudolf Voderholzer.

Für ihren herausragenden Einsatz hat das Landeskomitee der Katholiken in Bayern Elfriede Schießleder mit der Franz-Eser-Medaille geehrt. Sie gehörte dem Landeskomitee von 2005 bis 2025 an und war vier Wahlperioden lang, von 2009 bis 2025, stellvertretende Vorsitzende und Mitglied des Präsidiums. Ausgezeichnet wurde ihr „wichtiger Beitrag dafür, dass katholische Verbände in gesellschaftspolitischen Fragen als kompetente Gesprächspartner gehört und anerkannt sind", so die Preisbegründung, und ihr jahrzehntelanger Einsatz für die Gleichberechtigung und Förderung von Frauen in Kirche und Gesellschaft.

Elfriede Schießleder, promovierte Pastoraltheologin, habe „den Wandel des Ehrenamts, die Bedeutung der Verbände für Kirche und Gesellschaft und den Einsatz für frauenpolitische Themen stets zusammengedacht" und stehe damit „in würdiger Nachfolge von Ellen Ammann, einer der ersten Frauen im Bayerischen Landtag und Gründerin zahlreicher katholischer Initiativen".

Zu ihren zahlreichen Ämtern zählen langjährige Funktionen im Zentralkomitee der deutschen Katholiken und im Katholischen Deutschen Frauenbund, ebenso Auszeichnungen wie das Bundesverdienstkreuz am Bande und der Bayerische Verdienstorden. Die Franz-Eser-Medaille wird in Erinnerung an einen der Gründungsväter des Katholischen Laienapostolats in Bayern seit 2006 regelmäßig an Personen verliehen, die sich in besondere Art und Weise um das katholische Laienapostolat in Bayern verdient gemacht haben.

Einkehr jenseits der Saison — Erfahrungen auf dem Jakobsweg

Pilgern im Winter

Mittlerweile sind die bekannten Pilgerwege in den wärmeren Jahreszeiten oft so überlaufen, dass innere Einkehr schwerfällt. Aber was, wenn man sich im Winter auf den Weg macht? Eine Pilgerin und ein Pilger erzählen.

FOTO: FRANZISKA LEIBE

Franziska Leibe am Atlantik in Galicien — eine Wegmarke mit Jakobsmuschel weist die Richtung.

Von Sarah Weiß

Freie Autorin

Christian Bauer ist ein weitgewanderter Reisejournalist und Fotograf. Laut eigenen Angaben hat er als Pilger bereits 14 400 Kilometer auf 23 verschiedenen Jakobswegen über fünf Länder hinweg zurückgelegt. Reine Gehzeit: 84 Wochen. Er kennt die Pilgerwege sommers wie winters und ist mittlerweile überzeugt: Wirkliche Einkehr gelingt fast nur noch im Winter. „Vor allem im Sommer sind Tourigrinos, also Touristenpilger, mit so einer Touristenferienhaltung unterwegs. Das heißt, es muss bequem sein, das Gepäck wird transportiert, man schläft in privaten Unterkünften. Ich glaube, das ist dem Erleben abträglich."

DIE RICHTIGE VORBEREITUNG

Christian Bauer würde Pilgerinnen und Pilgern, die sich im Winter auf den Weg machen wollen, den Camino Francés in Spanien empfehlen, weil dort die klimatischen Bedingungen noch relativ angenehm sind und es auch im Winter eine gute Infrastruktur für Pilgerinnen und Pilger gibt. Wer beispielsweise in León oder Astorga beginnt, erreicht in zehn bis zwölf Wandertagen Santiago de Compostela. Allerdings sind im Vergleich zum Pilgern im Sommer einige Dinge zu beachten: Während man in der Hauptsaison, von Ostern bis Oktober, theoretisch ohne Planung loslaufen kann, weil es in jedem Dorf Herbergen und Bars gibt, schließen ab November die meisten privaten Herbergen, und es benötigt etwas mehr Planung, täglich eine Unterkunft zu finden. „Man findet auf jeden Fall noch genug Übernachtungsmöglichkeiten, weil die öffentlichen oder kirchlichen Herbergen in Spanien ganzjährig geöffnet haben, aber man muss die Etappen ein bisschen genauer planen, da ich nicht mehr automatisch in jedem Dorf übernachten kann und dann im Zweifelsfall auch eine längere Etappe laufen muss, bis ich zur nächsten Herberge komme. Dasselbe gilt für die Verpflegung."

Christian Bauer entgeht im Winter dem großen Andrang auf dem Jakobsweg und genießt das authentischere spanische Erlebnis außerhalb der großen Pilgerblase. „Man trifft sehr viel weniger andere Pilger. Und diejenigen, die man trifft, die waren eigentlich alle schon mehrmals auf dem Jakobsweg, ein ganz anderer Typ Pilger. Im Winter, würde ich sagen, ist es der einsame Wolf, der auch mit diesen unbequemeren Bedingungen, also kalte Herbergen und feuchte Klamotten umgehen kann – etwas kantigere Menschen eher in der zweiten Lebenshälfte."

Um den etwas fordernderen Umweltbedingungen zu trotzen, braucht es im Winter auch einen etwas größeren Rucksack als im Sommer, weil das dickere Winterequipment etwas mehr Volumen hat. Für Christian Bauer sind neben gut eingelaufenen Wanderschuhen Thermounterwäsche, Regenjacke und -hose und vielleicht sogar ein Poncho unabdingbar. Außerdem empfiehlt er einen dickeren Schlafsack, weil Winterwandern nicht nur kaltes und regnerisches Wetter draußen bedeutet, sondern auch kalte, unbeheizte Herbergen und Schlafräume.

Vom Budget her macht es für ihn allerdings keinen Unterschied, ob man im Winter oder Sommer pilgert: „Herbergen kosten in Galicien etwa zehn Euro, private Unterkünfte circa fünfzehn Euro. Dazu kommt noch Essen. Also mit dreißig Euro am Tag kann man den Camino gehen, würde ich sagen. Und wenn ich fünfzig Euro am Tag habe, kann ich mir den zweiten Kaffee auch noch leisten."

Bei Leuten, die zum ersten Mal auf dem Camino unterwegs sind, nimmt er oft viele Sorgen wahr: Finde ich ein Bett? Schaffe ich die Kilometer? Die sind bei ihm von der Gewissheit abgelöst worden, dass immer alles gut wird. Die Socken werden irgendwann trocknen, es wird wieder warm und man findet auf jeden Fall etwas zu essen und ein Bett. „Ich laufe, ich

FOTOS: CHRISTIAN BAUER

Reif im Morgenlicht auf dem Camino in Galicien — klare Wintertage belohnen mit weiter Sicht.

Gegen Wind, Regen und Kälte gerüstet — Winterpilgern fordert, gute Ausrüstung trägt.

erlebe unangenehme Situationen, aber ich kann das alles aus mir selbst heraus überwinden, auch wenn die Strecke lang ist, mir was weh tut, ich schaffe es trotzdem! Das gibt ein ganz großes Vertrauen in einen selbst und ein großes Gefühl von Freiheit. Und wenn man dann noch das Gefühl hat, da draußen ist irgendwas, wie auch immer man das jetzt persönlich nennen mag, dann ist das doch genug, oder?"

PHYSISCHES UND EMOTIONALES GEPÄCK

Auch Franziska Leibe ist mit vielen Ängsten und Sorgen zu ihrer ersten Pilgerreise aufgebrochen. Niemals hätte sie gedacht, dass ausgerechnet sie sich auf den neunhundert Kilometer langen Weg von Irun bis Finisterre machen würde. Dann spürte sie den Ruf, marschierte los — und machte eine lebensverändernde Erfahrung, die sie seitdem immer wieder zurück auf den Camino brachte.

Zum Thema „die richtigen Dinge einpacken" hat sie eine ganz eigene Theorie: „Man bekommt ja überall Packlisten und da steht immer drauf, dass man ja nicht zu viel einpacken soll. Und dann gibt es trotzdem Menschen, die mehr einpacken. Und meine Theorie ist, dass die Dinge, die zu viel eingepackt sind, mit dem emotionalen Gepäck zu tun haben, das man mitnimmt und das einen beschwert, auch beschweren wird auf dem Weg." Damit möchte sie nicht sagen, dass das innere Gepäck auf dem Weg zwingend leichter wird, weil das auch wieder eine Erwartungshaltung ist. „Aber vielleicht darf man mit dem inneren Gepäck überhaupt erst mal wandern gehen und sagen, ich nehme mir jetzt Zeit dafür und ich schiebe es nicht weg. Und das Laufen macht ganz viel. Das hilft dabei, die Kraft zu haben, sich dem zu stellen. Der Weg sorgt für den Punkt, an dem du wachsen darfst, an dem du freier werden kannst, an dem dir aufgezeigt wird, wo du dir immer wieder Grenzen setzt."

DAS ENDE DES JAHRES AM ENDE DER WELT

Nach einer Trennung im Jahr 2018 war der Pilgerweg dann auch der Ort, an dem Franziska Leibe die Zeit zwischen den Jahren verbringen wollte. Mit großer Erwartungshaltung und Vorfreude machte sie sich erneut auf den Weg nach Finisterre — und war am Ende völlig enttäuscht: „Pilgern habe ich seit meiner ersten Reise damit verbunden, mich selbst zu finden, Gott zu finden, meinen inneren Heimatort zu finden. Das war schon sehr überhöht. Und diese Erwartungen sind dann wie Scheuklappen und verstellen den Blick für das offene Suchen: Was ist jetzt das, was ich lernen und akzeptieren darf, hier und jetzt?" Durch die unerfüllte Suche nach den aufrichtigen Herz-zu-Herz-Gesprächen, die für sie das bisherige Pilgern so magisch gemacht hatten, war der ausgestorbene Weg im Winter zunächst enttäuschend, auch und besonders an Weihnachten, als sie das Eingebettetsein in die eigene Familie extrem vermisste. „Das war das, was ich brauchte, und das ist erst mal total mit meinen Erwartungen kollidiert, hat mich aber sofort in die Selbstverantwortung geführt und das ist Pilgern eben auch! Ich habe Verbindungen mit anderen Pilgern gesucht, wo ich sie eigentlich ja in mir finden darf."

Aber Weihnachten auf dem Camino zu feiern, kann natürlich auch eine ganz positive Erfahrung sein. Christian Bauer erinnert sich daran, einmal an Heiligabend ganz allein mit einem anderen Pilger in einer Herberge gewesen zu sein. „Es gab in diesem Örtchen nichts zu essen und dann jeder hat aus seinem Rucksack geholt, was er noch hatte. Ich hatte noch ein paar Kekse und eine große Dose Sardinen und er hatte noch ein bisschen Wurst und dann haben wir unser Weihnachtsessen gemacht, einfach mit dem, was wir im Rucksack hatten. Und dann sitzt du da mit einem fremden Menschen und teilst das Essen. Das ist pures Christentum eigentlich. Und ein wunderbares Heiligabendgeschenk, würde ich meinen, oder?"

Silvester feierte Franziska Leibe in Finisterre — dem Ende der Welt — und fühlte sich doch plötzlich angekommen. „Wir saßen dann alle oben an diesem Berg, auf dem der Leuchtturm steht. Man guckt aufs Meer und die Sonne geht unter und wir haben das Jahr nochmal Revue passieren lassen, alles Negative auf Zettel geschrieben und ins Feuer geworfen. Das war richtig cool."

FOTO: CHRISTIAN BAUER

Winterabend auf dem Camino in einer galicischen Kleinstadt — die leuchtende Jakobsmuschel spannt sich über die Gasse.

Ökumenisches Zentrum im Würzburger Stadtteil Lengfeld seit ungefähr 50 Jahren

Hier haben alle ihren Platz

FOTOS: PAT CHRIST

Engagieren sich für Ökumene in Lengfeld (von links): Der evangelische Pfarrer Stefan Meyer, der katholischer Priester Harald Fritsch, Barbara Hornung, Jochen Scheidemantel vom Freundeskreis des Ökumenischen Zentrum sowie Alois Hornung, Ursula Weigert und Monika Bulla.

Seit etwa 50 Jahren ist das Ökumenische Zentrum (ÖZ) im Würzburger Stadtteil Lengfeld ein Ort gelebter Zusammenarbeit von evangelischen Christinnen und Christen sowie Katholikinnen und Katholiken. Entscheidend ist der lebendige Inhalt aus Gottesdiensten, Gemeinschaft und Verantwortung für die Nachbarschaft.

Von Pat Christ

Freie Autorin

Ein Gebäudekomplex, ein Zentrum ist zunächst nichts anderes als ein Gefäß. Mag es baulich noch so schön sei: Fehlt es am Inhalt, hat das Zentrum seinen Sinn verfehlt. Das Ökumenische Zentrum (ÖZ) im Würzburger Stadtteil Lengfeld ist ein bauliches „Gefäß“ mit lebendigem Inhalt. „In ganz Nordbayern gibt nur zwei ökumenische Zentren“, sagt Stefan Meyer, evangelischer Pfarrer im ÖZ. Das Lengfelder Zentrum ist nach seiner Wahrnehmung das lebendigere.

Bevor das Ökumenische Zentrum im Dezember 1975 eingeweiht wurde, hatte Monika Bulla, Akteurin der ersten Stunde, kaum eine Ahnung, wie Protestanten ihre Spiritualität leben. Es gab damals in Lengfeld nur wenige Menschen evangelischen Glaubens. Sie hatten nicht einmal eine eigene Kirche. Für die Katholiken gab es zu jener Zeit immerhin schon die Pfarrei St. Lioba. In der Schule erlebte die ehemalige Pfarrsekretärin, dass immer dann, wenn katholischer Religionsunterricht anstand, zwei oder drei Mitschülerinnen aufstanden und ins benachbarte Estenfeld fuhren.

Dennoch oder gerade weil sie wenig Ahnung hatte, setzte sich Monika Bulla von Anfang an für das Ökumenische Zentrum ein. „Ich ginge von Tür zur Tür und verkaufte ‚Bausteine‘“, erinnert sie sich. Diese symbolischen „Bausteine“ trugen vor mehr als 50 Jahren zur Finanzierung des neuen Zentrums bei. Dass das ÖZ bis heute so lebendig ist, mag daran liegen, dass es in der Aufbruchstimmung der 1970er Jahre auf Wunsch der Menschen an der Basis entstanden war. „Der Grundgedanke stammt nicht von einem Pfarrer“, betont Katholik Alois Hornung.

Ein Blick in den Spiegel der Geschichte zeigt: Es hat sich ökumenisch viel getan seit der Gründung des ÖZ vor fünf Dekaden – wenngleich noch nicht alle Wünsche erfüllt sind. Die Ursachen lassen sich, wie in der weltlichen Politik, meist in hierarchisch höheren Sphären finden. So manches scheitert an Prinzipien, die am Ende nur durch Christen in gehobener Funktion, etwa durch den Bischof oder gar den Papst, verändert werden könnten. Aus der Sicht von „Ökumene-Engagierten“ tut sich hier

zu wenig. „Von Christen, die lange im ÖZ aktiv waren, habe ich gehört, dass sie sich fragen, ob sich ihr Engagement rentiert hat“, sagt Stefan Meyer.

SONNTAGMORGENS ÖKUMENISCHE GOTTESDIENSTE

„Es bewegt sich etwas, doch das ist nicht immer spektakulär“, entgegnet Harald Fritsch, Priester der ins ÖZ integrierten Pfarreien St. Lioba und St. Laurentius. Seit Jahren setzt sich der Theologe in der Ökumene-Kommission der Diözese Würzburg für ein gutes Miteinander von Katholiken und Protestanten ein. Dadurch sieht er Fortschritte stärker als Außenstehende. Gearbeitet werde zum Beispiel an einer „ökologisch-ökumenischen Spiritualität“, erzählt er.

Im ÖZ denkt man kontinuierlich darüber nach, wie man noch ökologischer leben könnte. Um Energie zu sparen, werden Räume im Zentrum „intelligent“ genutzt. Eignet sich von der Größe her ein kleinerer evangelischer Raum am besten für eine katholische Veranstaltung, wird selbstverständlich der genutzt.

Vor zwei Jahren, erzählt Harald Fritsch, gab es einen großen Durchbruch im Sinne der Ökumene. Seitdem dürfen in der Diözese ökumenische Gottesdienste auch am Sonntagvormittag gefeiert werden. Und zwar ohne dass man zuvor aufwändig um Genehmigung bitten müsste. Im Durchschnitt findet nun ein ökumenischer Gottesdienst im Monat sonntagvormittags statt.

Wer das nicht möchte, kann in die Vorabendmesse gehen. Schließlich ist trotz ÖZ kein Christ in Lengfeld zur Ökumene gezwungen. Es gibt denn auch Katholiken und Protestanten, die sich dafür nicht interessieren. Und manche Katholiken schätzen es, „unter sich“ den Rosenkranz zu beten. Selbstverständlich ist das erlaubt. „Uns war es von Anfang an wichtig, dass alle mit ihrer Spiritualität ihren Platz haben“, sagt Barbara Hornung.

Die Rahmenbedingungen für den Aufbau des ÖZ waren äußerst günstig: Beide Gemeinden, die katholische und die evangelische, hatte im wachsenden Stadtteil immensen Raumbedarf. Nun gibt es Kirchen nicht zum Schnäppchenpreis. Und auch damals schon waren die finanziellen Mittel knapp. So entstand aus der Basis heraus die Idee, ein gemeinsames Zentrum zu gründen. Die Lengfelder wurden damit direkt angesprochen. Sie sollten entscheiden. 1970 startete eine Fragebogen-Aktion. Widerstand war rar. Im Gegenteil. Die Antwort fiel laut Alois Hornung äußerst positiv aus: 90 Prozent befürworteten den Bau.

GEMEINSAM UM EIN MITEINANDER RINGEN

Fortschritte fallen nicht einfach so in den Schoß. Um Fortschritte muss gerungen werden. Das erfuhren auch die Katholiken und Protestanten, die sich für das Ökumenische Zentrum engagierten. „Am Anfang war die Euphorie riesig“, erzählt Alois Hornung. „Wir waren vor 50 Jahren eine ökumenisches Speerspitze, ein Leuchtturmprojekt“, bestätigt Jochen Scheidemantel, Vorsitzender des Freundeskreises des ÖZ. Der damalige Glanz ist etwas verfärbt. Auch weil es heutzutage viel mehr ökumenische Initiativen gibt. Dennoch weist das ÖZ bis heute Alleinstellungsmerkmale auf. Dazu gehört, dass jede Gemeinde bei Entscheidungen die andere Gemeinde mit im Blick hat.

Stefan Meyer, der 2023 aus dem Landkreis Miltenberg nach Lengfeld kam, gehört wie Harald Fritsch zu jenen Christen, die sich seit langem für ein vielfältiges Christentum einsetzen. „Ich komme aus einem ökumenischen Gemeindeverbund und habe beim Stellenwechsel nach Ähnlichem gesucht“, erzählt er. Die lokale Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen (ACK) in Obernburg, in die er sich eingebracht hatte, ist breiter aufgestellt als das ÖZ. Auch orthodoxe Christen sowie Anhänger der Freikirchen sind hier integriert. Er sei, gibt Stefan Meyer zu, am Anfang ein „kleines bisschen enttäuscht“ gewesen, als er sah, dass das ÖZ bislang „nur“ Protestanten und Katholiken im Blick hat.

Dass Menschen über Gegensätze hinweg um ein Miteinander ringen, kann in den aktuellen Zeiten des gesellschaftlichen Gegeneinanders nicht hoch genug geschätzt werden. Angesichts des wirtschaftlichen Abschwungs verschärfen sich die Gegensätze weiter. Warner schlagen Alarm: Alles müsse getan werden, damit nicht Teile der Gesellschaft in Anarchie abgleiten.

Im ÖZ werden solche Prozesse nicht ausgeblendet. Ganz im Gegenteil. Harald Fritsch ist besorgt. Furchtbar findet er vor allem, dass es sozial Schwachen durch politische Entscheidungen bald womöglich noch schlechter gehen könnte. Unabhängig von der Frage, wie stark man aufgrund der geopolitischen Turbulenzen die Heere armieren sollte, was große Mengen an Geld verschlingt, warnt er davor, soziale Probleme zu vernachlässigen. Vor diesem Hintergrund verweist er auf das Jahresmotto des ÖZ, das weithin am Zentrum prangt: „Menschenwürde Nächstenliebe Zusammenhalt“.

Das ÖZ-Team zeigt seit 50 Jahren, dass es gemeinsam möglich ist, mit Herausforderungen fertig zu werden. Aktuell steht eine neue Herausforderung an. Auf katholischer Seite formiert sich der neue Pastorale Raum „Würzburg Nord-Ost“. Auch auf evangelischer Seite stehen ebenfalls Umstrukturierungen an. Als Kurator des „Urbanen Raums Sektor Nord-Ost“ hat Harald Fritsch viele zusätzliche Aufgaben zu erfüllen. Und wenig Zeit. Zum Glück stehen ihm und seinem Amtskollegen Stefan Meyer der „Freundeskreis des Ökumenischen Zentrums“ mit seinem engagierten Vorsitzenden Jochen Scheidemantel zur Seite.

Jochen Scheidemantel setzt sich als Vorsitzender des ÖZ-Freundeskreises für das Ökumenische Zentrum ein.

FOTO: DGB BAYERN/WEINRETTER

Begeistert sein

Kirchliches Engagement hat viele Gesichter

Bernhard Stiedl (55 Jahre) engagiert sich seit vier Jahren als Vorsitzender des Deutschen Gewerkschaftsbundes (DGB) Bayern. Ihm liegt besonders am Herzen, dass jeder Mensch in Würde leben und arbeiten kann. Seit Mai 2025 ist er Einzelpersönlichkeit im Landeskomitee.

Warum engagieren Sie sich ehrenamtlich im kirchlichen Bereich?

Weil Kirche für mich mehr ist als ein Gotteshaus — sie ist auch ein Ort, in dem Menschen zusammenkommen, einander zuhören und füreinander einstehen. Diese Haltung deckt sich stark mit meinen gewerkschaftlichen Werten: Solidarität, Gerechtigkeit, Menschenwürde und denen eine Stimme geben, die sonst oft überhört werden. Im kirchlichen Engagement kann ich Themen einbringen, die mir wichtig sind — soziale Fragen, eine faire Arbeitswelt. Außerdem bietet die Kirche Räume, in denen Werte nicht nur diskutiert, sondern ganz praktisch gelebt werden.

Wie sind Sie zu Ihrem freiwilligen Engagement gekommen?

Ich bin in einer lebendigen Pfarrgemeinde aufgewachsen. Schon als Jugendlicher habe ich mich als Ministrant engagiert. Dabei habe ich in Gruppenstunden und bei Aktionen erlebt, wie bereichernd es ist, Verantwortung zu übernehmen und gemeinsam etwas zu bewegen. Später, in meinem beruflichen Leben, hat sich diese Haltung wie ein roter Faden fortgesetzt: Engagement ist nichts, das man „irgendwann mal" beginnt — es wächst mit den Erfahrungen, den Begegnungen und der Überzeugung, dass man selbst Teil der Lösung sein kann. Als sich die Gelegenheit ergab, mich im Landeskomitee einzubringen, war das für mich ein logischer Schritt.

Was beschäftigt Sie im Moment?

Gerade jetzt erleben wir große gesellschaftliche Veränderungen: den Strukturwandel in der Arbeitswelt, die wachsende soziale Ungleichheit, die Herausforderungen der Digitalisierung und die Fragen, wie wir den Klimawandel sozial gerecht bewältigen. Mich treibt besonders um, wie wir verhindern können, dass Menschen in diesen Umbrüchen zurückgelassen werden und sich in der Folge extremen Parteien zuwenden. Kirche und Gewerkschaften können hier wichtige Partner sein: Sie bieten Gemeinschaft, Orientierung und Unterstützung in einer Zeit, in der viele verunsichert sind. Es geht darum, Halt zu geben — und den Mut, sich für die gerechte Sache einzumischen.

Was wollen Sie bewegen?

Ich möchte erreichen, dass Solidarität wieder ein Grundpfeiler unseres Miteinanders wird. Das heißt für mich: gerechte Arbeitsbedingungen, faire Löhne, soziale Absicherung — aber auch Begegnungsräume, in denen Menschen unabhängig von Alter, Kultur oder Religion miteinander ins Gespräch kommen. Kirche kann dabei Brücken bauen und Themen anstoßen, die weit über den sonntäglichen Gottesdienst hinausgehen. Ich will, dass wir gemeinsam Strukturen schaffen, die niemanden ausschließen, und dass Engagement in Kirche, Gewerkschaft und Gesellschaft nicht als Ausnahme, sondern als Selbstverständlichkeit gesehen wird.

Kirchliches Engagement hat Zukunft, weil...

... es Menschen in einer Zeit der Individualisierung miteinander verbindet. In der Kirche können Werte wie Nächstenliebe, Gerechtigkeit und Verantwortung für die Schöpfung konkret werden — nicht als abstrakte Begriffe, sondern als gelebte Praxis. Sie ist ein Ort, an dem jede und jeder die eigenen Fähigkeiten einbringen kann, um gemeinsam etwas zu bewirken. Solange Menschen bereit sind, füreinander einzustehen und Verantwortung zu übernehmen, wird kirchliches Engagement nicht nur eine Zukunft haben, sondern ein wichtiger Bestandteil einer solidarischen Gesellschaft sein.

Stadt, Land, Glaube

Unsere Struktur strahlt ab

Von Diana Schmid

Freie Autorin

Manchmal sieht man einem Menschen an, woher er stammt, manchmal nicht. Ab und zu kann man vermuten, fast schon zuverlässig schätzen, wo und wie jemand wohnt: Also ist derjenige ein Stadt- oder Landmensch, in welcher Struktur ist er eingebettet? Hier gibt es Unterschiede. Jeder hat unterschiedliche Bedürfnisse, jeder braucht eine andere Art von Basisstation und Infrastruktur. Das bringt es mit sich, dass Menschen seit jeher in unterschiedlichsten Umgebungen unter verschiedenerlei Bedingungen gelebt haben. Ist ein Landmensch eher traditionsgebunden und ein Städter eher wechselhaft? Man kann das nicht mit Gewissheit sagen, obwohl so manche Zuschreibungen wohl zutreffen mögen. Manche Menschen können gar nicht wohnen oder leben, wie sie wollen, weil sie etwa aufgrund persönlicher oder wirtschaftlicher Verpflichtungen gebunden sind – angebunden an eine gewisse Konstellation, vielleicht geradezu zwangsverortet. Andere leben vermeintlich ihren Traum, finden sich inmitten einer hübschen Kulisse wieder, sind aber gar nicht unbedingt glücklich.

Wenn wir jetzt einmal weggehen vom Stadt- und Landmenschen, können wir solch spannende Unterschiede auch in anderer Hinsicht beobachten. Dies gar nicht einmal mit solchen Resultaten, wie wir sie erwarten würden. Schauen wir uns die weltliche und die christliche Umgebung an. Wie sind die Strukturen dort gelagert? Manch weltliche Menschen leben fast identische Werte wie die christlichen Weggenossen, manche leben – ob wissend oder unwissend – die biblischen Werte geradezu stärker als so manche Christen. Und die Christen, manchen würde man aufgrund ihres Verhaltens und ihres Charakters ihr Christsein rein von außen betrachtet womöglich gar nicht zuschreiben.

Ist es nicht so, dass uns unsere Umgebung prägt? Die Wurzeln, die uns mitgegeben wurden, müssen auch ausschlagen können, Raum haben – nebst fruchtbarem Boden und passenden Umgebungsfaktoren. Einerseits ist es unser Wurzelstock, andererseits sind es Aufwuchs- und Lebensbedingungen, die mit darüber bestimmen, wie wir uns entfalten, welche Struktur in und durch uns entsteht. Gerade für die Christen unter uns ist es wichtig, dass wir uns auf unsere wahre Identität besinnen, dass wir dafür sorgen, dass die in uns gelegte Saat aufgehen kann. Und dass wir auch selbst aussäen, um andere Menschen auf der Lebenswiese des Christentums zum Erblühen zu bringen. Identität gibt uns Sicherheit. Als Christen folgen wir dem, dessen Namen wir im Namen tragen: Wir Christen folgen Christus nach. Und das sollte sich in unserem Denken, Wollen, Tun und Lassen zeigen. Es ist ein gewisser Charakter, eine gewisse Struktur, die die anderen dann – zu Recht – von uns erwarten. Die sie vielmehr sogar erwarten dürfen. Und es ist an uns, das zu überprüfen, ob wir auch leben, was wir vorgeben zu sein. Nicht auf viele Worte kommt es an, es kommt auf Struktur an, darauf, dass wir ein Abbild von Gott sind, ihm zum Ebenbild erschaffen, und dass wir Christus, seinem Sohn, im Leben nachwandeln. Dass wir Salz und Licht sind. Und mal ehrlich, ob mitten im Citytrubel oder in abgelegenen Hanglagen, als Strukturgeber sind wir für andere einfach überall gefragt!

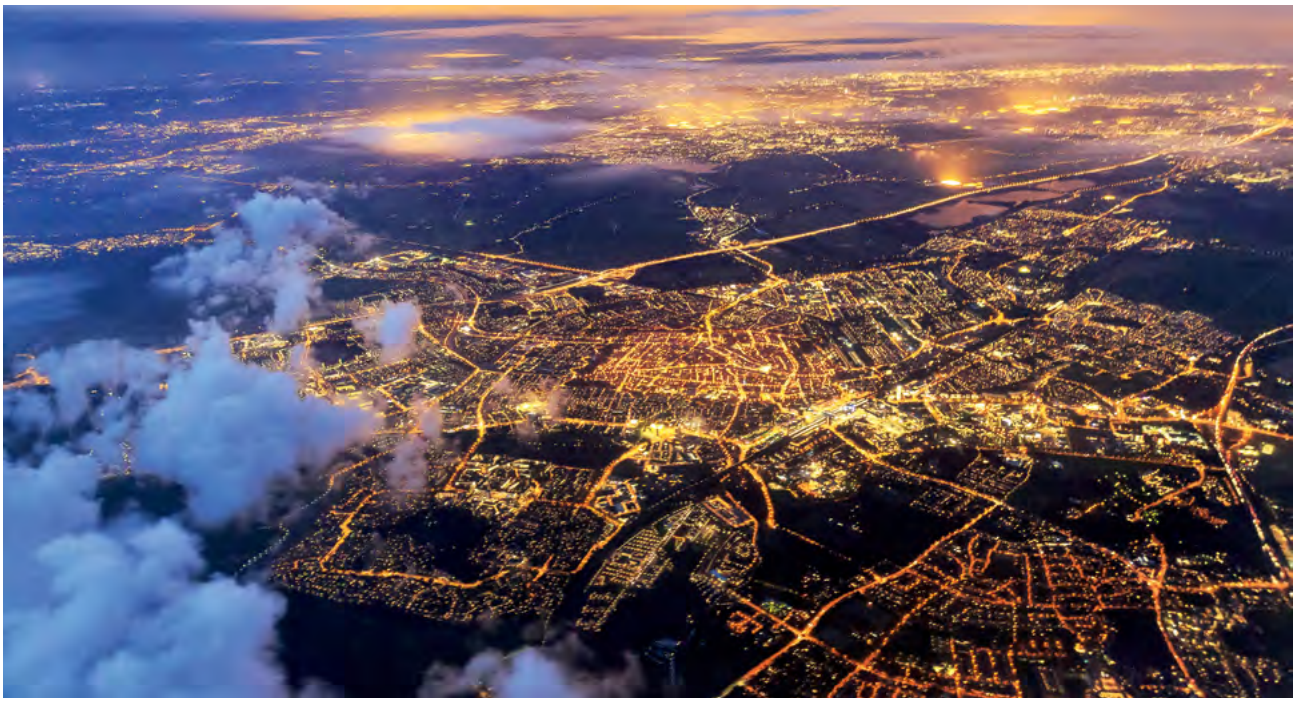

FOTO: DENNISVDW / ISTOCK

Gemeinde creativ

Magazin für engagierte Katholiken – alle zwei Monate

- Informationen für die Mitglieder der Pfarrgemeinderäte, Kirchenverwaltungen und katholischen Verbände
- Anregungen und Hilfen für die praktische Arbeit in der Pfarrgemeinde
- Hintergrundinformationen, Kommentare und Interviews zu gesellschaftlichen und kirchlichen Entwicklungen
- Geistliche Begleitung quer durch das Kirchenjahr

Herausgegeben vom *Landeskomitee der Katholiken in Bayern*

www.gemeinde-creativ.de

GRAFIK: WERNER TIKI KUESTENMACHER